

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 23. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. December 1893. Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XX. Jahrg.



Aus dem Leben eines Wunderfindes.
„Ja graul mir, Mudder!“ winselte Karlchen.

Nachdruck verboten.

Aus dem Leben eines Wunderfindes.

Von Emile Erhard.

Mit Illustrationen von René Reinicke.

(Fortsetzung.)

Der Milchbruder.

Charlotte hatte geheirathet und war Köchin in der Kaserne geworden. Die Kaserne lag zu weit entfernt, und Lottens Arbeit war zu groß, als daß sie ihren Pflegling Gretchen hätte eher besuchen können. Wenigstens entschuldigte sie sich so, als sie, mit ihrem vierjährigen Karlchen an der Hand, zu dem Geburtstage

Gretchens als Gratulantin erschien. Karlchen, der Milchbruder, war, wie seine Mutter klagte, noch immer vierzehn Tage älter, um einen halben Kopf kleiner und ein ganz Theil dünner als die Milchschwester. Als er dieser vorgestellt werden sollte, versteckte er sich in der Mutter Rock. Kuchen und Wein nahm er an, aber mit geschlossenen Augen. „Ei, was ist mit dem Jungen, so war er ja noch nie,“ sagte Charlotte, „mach' doch die Augen auf, Karlchen.“ „Ja graul mir, Mudder!“ winselte Karlchen aus den mütterlichen Rockfalten. „Er schenirt sich, — das ist's,“ erklärte Charlotte, „er kann nichts davor, der arme Wurm, er hatte das Schenirliche von seinem Vater geerbt. Sie mögen mir's glauben oder nich, aber mein Karl, was der große is, traut sich noch heute kein Frauenzimmer richtig anzusehen.“

„Sie hat sone große, schwarze Augen, Mudder!“ klagte Karlchen, was der Kleine war.

„Sehen Sie wohl, was ich gesagt habe,“ triumphirte Charlotte, „es ist schrecklich, wenn die Mannskent' schenirlich sind; sie sind so schon nicht viel nütze, aber wenn sie nun noch dazu schenirlich sind, da läuft einem Haut und Leben zusammen, wenn man mit ihnen umgehen soll.“

Das mußte wohl ungefähr so sein, als ob Milch oder Ei zusammentief. Charlotte illustrierte den fürchterlichen Zustand noch mit einem Verzweiflungsbild.

Gretchen trug dem Milchbruder alle ihre Spielsachen zusammen, und er fing an, mit den Augen zu blinzeln.

„Lassen wir die Kinder allein, da werden sie schneller bekannt mit einander,“ schlug Gretchens Mama vor, und die beiden Mütter verfügten sich in die Nebenstube. Es

ging wirklich besser, auch war Ma ein guter Vermittler zwischen den Milchgeschwistern.

Karlchen vernied zwar noch immer, Gretchen anzusehen, aber er wurde doch redselig mit der Zeit und erzählte, sein Vater sei Schuster und seine Mutter Köchin. „Wat is denn euer Vater?“ fragte er die kleinen Mädchen.

„Unser Vater ist Tapezier und unsere Mutter ist Waschfrau,“ antwortete Gretchen schnell besonnen. — Sie vergemeinleutete sich wieder einmal. Ma sah verdutzt dazwischen, aber sie wagte keinen Widerspruch.

„Wat is dat?“ erkundigte sich Karlchen, auf die Ruthe hinter dem Spiegel deutend. Gretchen antwortete: „Eine Ruthe; — habt ihr keine zu Haus?“ „Nein, zu wat is sie jut?“ Mit gleichgültiger Miene sagte Gretchen: „Papa brauchte sie früher; sie soll sehr gesund sein.“ „Wat macht er mit?“ „Er — exercirt damit! — Jetzt nur noch selten.“

Ma riß Augen und Mund verwundert auf, sie kannte die Bestimmung der Ruthe doch besser. — Als Charlotte ihren Jungen zum Nachhausegehen fertig machen wollte, stieß er nach der Mutter mit Händen und Füßen und biß um sich wie ein Hund. Er wollte da bleiben.

Die beiden Mädchen waren sehr verwundert über das Gebahren des Milchbruders.

Charlotte schien aber daran gewöhnt, sie sagte nur: „Ihm ist das Herzchen mehr schwer wie mir, da kann er nichts davor, der arme Wurm, das Anhängliche hat er von mir.“

Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn Karl, was der große war, sich auch eine Ruthe zum Exerciren aus Gesundheits-Rücksichten beigelegt hätte.

In der Kriegszeit.

Bald nachdem ein drittes Schwesterchen geboren wurde, hatte Papa in den Krieg ziehen müssen. Es war eine traurige Zeit; Mama weinte viel und betete mit den Kindern, daß der liebe Gott ihnen den Papa erhalten und gesund zurückführen möge. Und der Bursche und die Pferde waren auch mit in den Krieg gezogen, — und der Schneefuß mußte wohl hinterdrein gelaufen sein. Zwei Tage stand sein Futter unberührt, der Hund kam nicht wieder. Im Hofe war es ganz still, und im Hause erschien es den Kindern sehr einsam. Kurz bevor der Papa Abschied nahm, war auch ein klägliches Brief von Charlotte an die Mama gekommen; — Karl, was der große war, mußte auch fort in den Krieg, und Karl, was der kleine war, war von einer Mauer gefallen und hatte das Bein gebrochen, und Charlotte bat in dieser Noth die gute gnädige Frau, doch bei dem kleinen Mädchen, was zu allem Unglück auch noch geboren wurde, Pathe zu sein. Das Kind war zwar erst acht Tage alt, sollte aber noch schnell abgetauft werden, ehe der Vater todtgeschossen würde; denn darauf hatte es Napoleon ja bloß abgesehen, das wußte sie, Charlotte, recht gut.

Mama konnte nicht zur Taufe gehen, sie hatte alle Hände voll zu thun und war auch gar nicht wohl; da erbot sich Tante Liese, die Schwester zu vertreten. Sie packte einen großen Korb mit Kindersachen und Nahrungsmitteln voll, und erbat von Mama die Erlaubniß, Gretchen, die fleißig packen half, mitnehmen zu dürfen, da sie den weiten Weg doch per Droschke machen müsse.

Bei Charlotte fanden die beiden ein rechttes Glend. Die arme Frau hatte zwei Kinder zu pflegen und den Mann auszukurieren, der nie zu nichts nütze gewesen und nun noch todt geschossen werden sollte. Ihr, Charlotte, lief fortwährend Haut und Leben zusammen, denn zur Taufe mußte sie doch wenigstens einen Kuchen gebaden haben, um dem Pfarrer und den hohen Herrschaften aufzuwarten. Und dabei sah die arme Frau so vergrämt aus, und das kleine Kind schrie erbärmlich, und Karlchen, der in der großen Bettstelle unter einem buntcarrierten, dicken Federbette lag, hielt sich wieder die Augen zu, als Gretchen zu ihm trat. Diesmal bekam er aber von der Mutter einen „Käpplchen“ für das Schenirliche, was er vom Vater hatte. „Geduld ist am Ende doch auch nur ein schwacher Jaden,“ sagte sie dabei und setzte noch eine Tasse auf den bereits gedeckten Tisch, für Gretchen; sie rechnete zusammen: die Frau und der Herr Pfarrer und das gnädige Fräulein Lieschen und das kleine Fräulein, — machen vier.

„Nun, und der Vater und die Mutter?“ fragte Tante Lieschen.

„Ach, wo denken Sie hin, gnädiges Fräulein! Der Karl, was der große is, kann die Kinder upwarten, derweil ich die Gäste upwarten thu.“

Der Pastor kam. — Tante Lieschen ließ ein Stück Braten, das sie eben aus dem Korbe genommen, vor Schreck auf den Boden fallen; es war ja der Pastor, der ihr nie wieder in den Weg treten wollte, und nun mußte sie ihm abermals mit einem Täufeling in den Weg treten. Sie war erglüht wie eine Rose und stand während der

kurzen Taufhandlung tiefgeknicktes Hauptes, wie schuld- bewusst, vor ihm, nicht ein einziges Mal aufblickend. Dann mußten sie aber zusammen von Charlottens gutem Kaffee trinken und ein Stückchen von dem selbstgebackenen Kuchen essen. Gretchen half mit lebhaftem Plaudern über die Verlegenheit fort, und zum Schluß gab der Herr Pastor allen die Hand, Tante Lieschen auch, zu der er sagte: „Ich gehe ebenfalls mit, gnädiges Fräulein, um mein Theil Arbeit auf dem Schlachtfelde zu suchen, — wollen Sie mir nicht einen freundlichen Abschiedsblid mit auf den Weg geben?“

Gretchen konnte es nicht sehen, ob Tante Lieschen ihm willfährig hatte; als die Tante sich umwandte, war sie sehr blaß und sah gar nicht freundlich, sondern sehr ernst aus. Der Herr Pastor wurde vom Taufvater, der später als der Herr Pastor erschienen war und kein Wort gesprochen hatte, hinausbegleitet. Der Vater sollte zugleich eine Droschke für die Rückfahrt holen.

Nach der Heimkehr erzählte Tante Liese fast gar nichts von der Taufe und ging früh nach Hause, in die Alexandrinenstraße Nr. 14.

Gretchen holte dies Versäumniß beim Abendessen nach; sie beschrieb das Erlebnis in allen Details. Mama sah den Papa an, als Gretchen von dem erbetenen Abschiedsblid des Herrn Pastors sprach, und sagte: „Sie ist noch so jung und frohsinnig, sie wird's schon überwinden.“ Worauf der Papa erwiderte: „Er hat sein Wort gehalten, und sie weiß, was sie der Familie Frenz zu Schlenz schuldig ist.“

„Ach, mein Liebling, es ist ja nicht allein der Name, es fehlt ja aber auch sonst an allem,“ sagte die Mama traurig.

Ostereier.

Der böse Krieg war vorüber, der Jubel über den Sieg verraucht; ein stiller Winter war den Aufregungen gefolgt. Er hatte viele Immortellen-Kränze und viele Thränen gesehen. Unter den Weihnachtsbäumen hatte manch' lebensvolles Bild gestanden von Helden, die nimmer heimgekehrt; und, mit oder ohne Bild, die Lücke war da, und der Schmerz ließ die Weihnachtsfreude in so vielen, vielen Familien nicht laut werden.

Im Vaterhause Gretchens gab es Dankgebete und Dankesthränen; Gott hatte den Theuren gesund in die Arme von Frau und Kindern zurückgeführt. Es war ein schönes, wenn auch ernstes Weihnachtsfest gewesen, denn in dem weiteren Familienkreise fehlte es an schmerzlichen Verlusten nicht.

Und die arme Charlotte hatte recht behalten, ihr Karl war vom Kaiser Napoleon richtig todt geschossen worden; sie blieb dabei, und sie hatte nicht einmal ein Grab zu pflegen! — Ihr Karl lag draußen in Feindesland in einem Massengrab, und ein Bild hatte sie auch nicht, wie andere Witwen; er war rein zu nichts jemals zu brauchen gewesen, ihr Karl, was der große war, nicht einmal zum Photographiren! Nun ging Charlotte mit ihrem kleinen Karl hin und weinte auf das Grab, worin das Unglückskind, die kleine Tochter, wie geborgen lag, doppelte Thränen in den Schnee, wie sie sagte.

Es wurde gut für Mutter und Sohn gesorgt, und Charlotte hatte sich's fest vorgenommen, aus ihrem kleinen Karl keinen so schenirlichen Menschen zu erziehen, wie der große gewesen; denn darauf führte sie all' ihr Unglück zurück. Tante Magda hatte geheirathet, und Tante Lieschen kam nicht mehr so oft wie früher zu Schwester Mila; sie war nun der Mutter einzige Stütze und lernte den Ernst des Lebens kennen. Vielleicht rührte dies daher, daß sie nicht mehr so lustig war wie früher.

Nun war es Ostern geworden, Eis und Schnee waren geschmolzen, Schneeglöckchen und Anemonen läuteten den Frühling ein, und auf den Wiesen lag es wie hellgrüner Flaum.

Bei der Großmama wurden stets am zweiten Feiertag Ostereier gesucht, ein Hauptfest der Kinder, bei dem sich die jungen Tanten stets lebhaft betheiligten hatten. Diesmal befand sich nur die jüngste Tante da, und die war auffallend still beim Eiersuchen gewesen, obgleich auf ihr Theil ein wundervolles Straußenei, ein Geschenk von Gretchens Papa, gefallen war.

Im Dämmerstündchen pflegten die Kinder sich in der Tante Stübchen bei glimmendem Kaminfeuer zu gruppieren, um Tante Lieschens Märchen zu lauschen, und die Tante pflegte ebenso unerschöpflich im Erzählen zu sein, wie die kleine Zuhörerschaft unersättlich im Hören. Heute stürmten sie das Stübchen wie gewöhnlich.

Das Kaminfeuer brannte zwar, aber Tante Magdas hübscher Schaukelstuhl stand verlassen davor. Tante Lieschen pflegte sich's sonst in dem dicken Teppich von Eisbär-Zell bequem zu machen, und die Kinderschar daneben, resp. auf dem Schoße der Tante. Das einladende Zell lag wohl da, doch Tante Lieschen stand am Fenster und sah gar nicht nach Erzählen aus.

„Tomm, Tante Lieschen, azel,“ sagte Ma, die kein Wunderkind war und Kindersprache redete, und zog die Tante zum Kamin.

„Ich weiß wirklich nichts, Kinder,“ versicherte die Tante, die sich nicht auf das Värenfell, sondern in Tante Magchens verlassenen Schaukelstuhl setzte.

„Es wa — einmal, Tante Lieschen,“ begann Ma einleitend und legte eines ihrer gefärbten Eier in Tantens Schoß. Es war dies so eine Art symbolischer Handlung. „Rein Alexy, — es war leider — nicht,“ sagte die Tante und betrachtete träumerisch das Ei. Es konnte ja kein Märchen aus dem Ei mehr gebrütet werden, aus dem harten, todtten Ei. Die Kleine wußte indessen nichts davon und bat wiederholt: „Azel, Tante Lieschen!“

Gretchen aber betrachtete die Tante nachdenkend und fragte leise: „Was fehlt Dir, Tante Liese?“

„Ach Kind, ich wollte,“ — ein Seufzer und dann Stille.

„Nun, was möchtest Du denn?“ schmeichelte Gretchen zärtlich.

Die Tante lächelte ein wenig und sagte: „Gar nicht so viel! Ich möchte nur, — z. B. daß dies Ei — kein gekochtes, sondern ein ganz frisches wäre.“

„Und dann?“ Gretchen konnte sich doch denken daß dies nur der Anfang eines Wunsches sei. „Und weiter?“

„Und daß es mit vielen anderen in einem hübschen hölzernen Schälchen in einer sauberen kleinen Speisekammer läge.“

„Azel weiter, Tante Lieschen,“ bat Ma, die über den falschen Anfang hinweg sah.

„Die saubere kleine Speisekammer müßte natürlich neben einer hübschen kleinen Küche liegen.“

„Ist das eine wahre Geschichte?“ fragte Gretchen mißtrauisch.

„Das mußt Du abwarten.“

„Azel weiter, Tante Lieschen!“

„Und die hübsche kleine Küche müßte zu einem bescheidenen, freundlichen Häuschen gehören.“

„Mit einem Garten,“ ergänzte Gretchen.

„Mit einem Gärtchen rings herum.“

„Wachsen Erdbeeren und Stachelbeeren darin?“

„Ja, es sind auch Erdbeeren und Stachelbeeren darin und eine hübsche Laube von — von — warte —“

„Jasmin oder Flieder, Tante Lieschen,“ half Gretchen ein, um unnötigen Aufenthalt zu vermeiden.

„Richtig, und ein kleiner Hühnerstall ist auch dabei.“

„Damit immer Eier in dem hübschen hölzernen Schälchen sind, Tantchen Lieschen.“

„Ganz recht, — ganz recht!“ — Die Tante schwieg, wie in Gedanken verloren.

„Wer wohnt denn aber in dem Häuschen, Tante Lieschen?“

„Das mußt Du abwarten.“

„Azel weiter, Tante Lieschen!“

„Das hübsche kleine Häuschen gehört nämlich zu einem Dorfe, das sich fern von der großen Stadt befindet.“

„Nicht weit vom Walde, nicht wahr?“

„Ja, es ist ein Wald in der Nähe, wo die Vögel ihre Nesterchen bauen, und Hirsch und Reh ihr Lager im Moose haben, und wo es so still und feierlich ist, daß man Gottes Nähe überall spüren kann.“

„Und mit einem Mal kommt der Wolf zu Hothtäppchen,“ rief Ma in die Geschichte hinein, um ihr mit einer Thatsache aufzuhelfen.

„Geh, sei still,“ wehrte Gretchen, „das hier wird ja was ganz anderes. — Laß Dich nicht stören, Tante Lieschen!“

Die Tante fuhr mit einem seltsam weitsehenden Blick fort: „Mitten im Dorfe, über alle Häuser und Hütten hinweg, ragt ein Kirchturm und zeigt mit seiner schlanken Spitze gegen den Himmel, und eine Glocke hängt im Thurme, die hat einen lieblichen Klang, dem niemand widerstehen kann. Wenn die Glocke ruft, da öffnen sich alle Thüren der Häuschen und Hütten.“

„Paß auf, jetzt kommt's,“ flüsterte Gretchen der ungeduldigen Ma zu.

„Und die Leute strömen herbei und bringen mit, was sie auf dem Herzen haben: Gutes und Schlechtes, Recht und Unrecht, Schmerzen und Freuden, Glück und Leid und Sorgen. Und es ist ein Mann da, der nimmt das alles in Empfang in seines Herrn Namen; er tröstet die Leidtragenden, er warnt die Leichtsinigen, und giebt Antwort den Fragenden. Er lehrt sie, sich gedulden und der Gnade seines Herrn sich zu getrösten; er waltet seines Amtes in Liebe und Geduld, mit heiligem Eifer.“

„Aber, Tante Lieschen, — die Eier!“ klagte Gretchen.

„Warte nur ab.“

„Wenn der Mann sein Tagwerk beendet, und die Leute getröstet und belehrt, die Schwachen gestärkt und die Leiden der Glenden erleichtert hat, dann schreitet er dem kleinen, freundlichen Häuschen am Ende des Dorfes zu.“

„Das Häuschen mit der hübschen kleinen Speisekammer.“

Die Tante nickte.

„Wo die Eier in dem hölzernen Schälchen liegen?“

Die Tante nickte wieder.

„Nun Tante Lieschen?“

Jetzt seufzte die Tante. „Ich dachte es mir so schön, wenn ich die Eier in die kleine saubere Küche tragen und in einem Pfännchen auf das Feuer stellen und — zum Beispiel ein gutes Nührei davon machen könnte.“

„Unsere Köchin nimmt Schnittlauch dazu, Tante Lieschen,“ unterbrach Gretchen die Erzählerin belehrend. „Den könnte ich mir ja aus dem Gärtchen holen; dort steht ganz frischer.“

„Papa ißt auch Butterbrod dazu.“

„Vielleicht bekäme ich Butter und Brod von den guten Leuten im Dorfe.“ Die Tante schwieg, und es kam Gretchen vor, als vertiefe sie sich allzusehr in den Genuß des guten Nühreis.

„Willst Du die ganze Masse allein essen, Tante Lieschen?“ fragte sie vorwurfsvoll.

Mit einem Seufzer, der fast wie ein Schluchzen klang, sagte die Tante: „Ach nein, ich wollte ja alles, alles dem guten Manne geben, der müde und erschöpft von seinem Tagewerke heimkehrte; ich möchte es ihm recht traulich und lieb in dem kleinen Häuschen machen, damit er darin ausruhen und sich stärken könne, um am nächsten Tage froh und wohlgemuth wieder seines Amtes zu walten.“

„Ist die Geschichte schon zu Ende?“ fragte Gretchen, als die Tante schwieg. „Ma hatte das Märchen so uninteressant gefunden, daß sie gar nicht mehr zuhörte.“

„Ich weiß das nicht,“ antwortete Tante Lieschen leise.

„Weißt Du, Tante Lieschen, nun muß erst die Fee kommen, oder der Mann muß einen Schatz finden.“ Die Tante sprang auf, wie erschrocken, und schloß den Mund des klugen Gretchens schnell mit einem Kuß.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Ohne Fächer.

Von Heinrich Mana.

(Schluß.)



Ich hatte hundert Mark zu mir gesteckt,“ begann Otto, indem er seiner Frau gegenüber Platz nahm, „seit entschlossen, sie bis zum letzten Pfennig auszugeben, um Dich nur ja zu frieden zu stellen, und eben wollte ich das Bureau verlassen, da, — es mochte acht Uhr geworden sein, — wurde mir gemeldet, daß mich eine Frau Gerchow dringend zu sprechen wünsche. Ich kannte die, in einem mir befreundeten Hause jahrelang bedient gewesene Frau als eine brave und anständige Person, und da mein Bureau-Diener mir sagte, sie befände sich augenscheinlich in großer Aufregung, so ließ ich sie eintreten.“

„Natürlich!“ konnte Eugenie sich nicht enthalten dazwischenzurufen. „Der Wunsch dieser Köchin a. D. ging dem der eigenen Frau vor!“

„Was die Frau mir erzählte,“ berichtete Otto weiter, ohne auf die Unterbrechung zu achten, „ist in Kürze folgendes: Ihr Mann, der bis vor ungefähr vierzehn Tagen als Tagelöhner in einer Fabrik arbeitete, hatte mit dem Director, der ein sehr hartherziger Mensch sein soll, Streit bekommen und war entlassen worden. Er bemühte sich vergeblich, eine andere Arbeit zu finden. Ein paar Tage lang lebte die Familie — sechs Kinder! — von den geringen Ersparnissen. Dann wurden Kleider und Wäsche verkauft. Eine Weile borgten die Nachbarn. Schließlich versiegte auch diese Quelle. Und seit drei Tagen haben die armen Leute kaum einen Bissen Brod gegessen. Heute Nachmittag nun entschloß sich Gerchow, der den erschütternden Anblick der Seinen nicht mehr ertragen konnte, zu dem Director zu gehen und ihn zu bitten, er möchte ihn wieder aufnehmen. Den aber rührt die Nothlage des armen Teufels nicht im geringsten. Im Gegentheil. Er hält es nicht unter seiner Würde, ihn zu verhöhnen, und versteigt sich sogar so weit, zu sagen, es wäre das Beste, wenn solches Lumpenpack verhungerte. Schließlich kehrt er dem Arbeiter den Rücken und verläßt das Zimmer. Gerchow bleibt allein zurück. Da sieht er auf dem Tische des Directors einige Goldstücke blitzen, und da ihn die Vermuthung, die ihm widerfahren, der Hunger, der Gedanke an das Elend zu Hause ohnehin halb unzurechnungsfähig gemacht haben, besinnt er sich nicht lange, stürzt auf den Tisch zu, steckt das Geld zu sich und entflieht damit nach Hause. Seine Frau jedoch, der er unter allerlei Vorwänden einen Theil des Geldes zur Versorgung der nothwendigsten Einkäufe geben will, schöpft

Verdacht, entreißt ihm das Geständniß seiner That, bestimmt ihn, ihr das ganze Geld auszuliefern, und findet angefangen ihrer hungernden Kinder den Muth, mit diesem Gelde zu mir zu eilen und mich um meinen Beistand zu bitten, damit wenigstens das Ärgste vermieden werde, die Einsperrung des Mannes in's Gefängniß.“

Otto hielt einen Augenblick inne.

„Nun, und Du?“ fragte Eugenie.

„Ich erkannte, daß hier Gefahr im Verzuge sei, nahm eine Droschke, fuhr nach der Fabrik, suchte den Director auf, erstattete ihm sein Geld wieder, und es gelang mir, ihn zu bestimmen, die Anzeige an die Behörde, die er durchaus absenden wollte, in den Papierkorb zu werfen. . . Allerdings, leicht war das gerade nicht. Aber ich habe keine Mühe gescheut, und schließlich ist's mir gelungen. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie mich das freut!“

Otto athmete erleichtert auf. — „Nun, was sagst Du zu der Geschichte?“ fuhr er fort.

„Ich muß aufrichtig gestehen,“ erwiderte Eugenie im kühlsten Tone, „gar so interessant finde ich die Geschichte nicht. Ich wundere mich, daß sie Dich so aufgeregt hat. Dergleichen kommt gewiß im Bureau eines Rechtsanwalts fast täglich vor.“

„Eben das ist das Erschütternde!“

„Wieso?“

„Daß es täglich vorkommen kann, daß ein braver Arbeiter und Mensch zum Verbrecher wird!“

„Nun, der Mann verdient kein besonderes Mitleid. Wenn hundert andere Arbeiter mit dem Director auskommen können, so wär's ihm wohl auch möglich gewesen!“

Otto warf seiner Frau einen erstaunten Blick zu, indem er unwillig den Kopf schüttelte.

„Und das arme Weib? Ich finde ihre Handlungsweise bewundernswerth. Bedenke, sie hat die Selbstüberwindung besessen, mir das gestohlene Geld zu überbringen, ohne auch nur einen Groschen davon zu behalten, um für ihre Kinder Brod zu kaufen. . . Sechs hungernde Kinder, und die Mutter. . .!“

„Ach,“ unterbrach Eugenie, geringschätzig die Achseln zuckend, ihren Mann, „das rührt mich gar nicht! Der Kinder hätte sich schon irgend ein Wohlthätigkeits-Verein angenommen. . . Es giebt deren genug!“

„So sagst Du also die Sache auf!“ bemerkte Otto außerst verstimmt.

„Ja! Es thut mir aufrichtig leid, daß ich nicht einmal das bißchen Einsicht besitze, das Du heute bei mir vorausgesetzt!“ meinte Eugenie, ihren gelassenen Ton beibehaltend. Dann aber fügte sie lebhafter hinzu: „Nun möchte ich aber endlich wissen, in welchem Zusammenhange dieser Vorfall mit dem Fächer steht. . .?“

„Ein Zufall wollte es, daß die Summe, die Gerchow stahl, hundert Mark betrug; genau so viel, als ich für den Fächer hatte ausgeben wollen. . .!“ bemerkte der Rechtsanwalt.

„Nun? Ich verstehe noch immer nicht!“

„Ein zufälliges Zusammentreffen, wie gesagt! Und dennoch, als das arme, abgehärmte Weib, das halbverhungerte Bübchen in den Armen haltend, vor mir auf den Knien lag, schluchzend, verzweifeln, sagte ich mir unwillkürlich: Wenn diese arme Frau hundert Mark besessen hätte, hätten ihre armen Kinder nicht tagelang hungern müssen, wäre ihr Mann jetzt nicht von der Gefahr bedroht, in den Kerker zu wandern. Hundert Mark hätten acht Menschen vor Noth, Elend, Schande bewahrt! Und mit einem Mal erschien es mir wie eine Frivolität, die gleiche Summe an ein Nichts, an einen Luxus-Gegenstand zu wenden! — Nicht wahr, das kannst Du mir doch nachfühlen?“ schloß Otto mit einer seltsamen Ergriffenheit des Tones.

„Ich wünschte, ich könnte es!“ erwiderte Eugenie gezwungen lächelnd. „Aber ich vermag es mit meinem hausbackenen Verstande nicht zu begreifen, warum Du Anstand nehmen solltest, hundert Mark, die Dein rechtmäßiges Eigenthum sind, für einen Fächer auszugeben, — ohne den Deine Frau nun einmal keinen Ball besuchen kann, — weil zufälligerweise irgend ein Mensch gerade hundert Mark gestohlen hat!“

„Es ist vielleicht etwas sonderbar!“

„Ich glaube,“ fuhr Eugenie, durch das scheinbare Zugeständniß ermuthigt, fort, „es ist sehr sonderbar! Wenn es nächstens einem Deiner Herrn Klienten beliebt, irgendwo fünfhundert Mark zu stehlen, werde ich wohl auch auf eine Ballrobe verzichten müssen, und wenn ein anderer zweitausend Mark stiehlt, werde ich nicht daran denken dürfen, eine Badereise zu machen. . . Du wirst zugeben, daß dieses Nachleben Deiner Empfindungen für mich zu etwas eigenthümlichen Consequenzen führen müßte!“ schloß sie, in dem behaglichen Gefühle sich wiegend, ihren Mann ad absurdum geführt zu haben.

„Dein Spott ist nicht ohne Logik!“ erwiderte Otto, der nicht einen Augenblick lang seine Ruhe verloren hatte.

„Zu gütig!“ Eugenie verbeugte sich mit ironischer Höflichkeit.

„Dennoch rechne ich mit Bestimmtheit darauf,“ fuhr Otto mit ungewohntem Nachdruck fort, „daß wir einander heute in demselben Gefühle begegnen; ich würde sonst an Dir irre werden. — Und jetzt komm', wir gehen auch ohne den Fächer!“

Diesmal fand Eugenie kein Wort der Erwiderung. Es lag etwas in dem Tone, mit dem Otto gesprochen, was ihr eine unerklärliche Scheu einflößte.

Zehn Minuten später fuhren beide dem Hause des Commerzien-Raths Bode zu. Otto lehnte schweigend in seiner Ecke. Eugenie saß ferkengerade.

Der Eindruck, den die letzten Worte ihres Mannes auf sie gemacht, war noch immer nachhaltig genug, um sie von jeder weiteren Erörterung abzuhalten. Aber gerade daß sie nicht mehr den Muth fand, ihrem Manne offen entgegenzutreten, gerade das verstimmt sie um so tiefer gegen ihn. Rücksichtslos, lieblos, — das war alles noch viel zu wenig! Er war einfach ein brutaler Mensch! Ja, es war brutal von ihm, daß er sie nun noch förmlich gezwungen hatte, den Ball zu besuchen, trotzdem er ihr den Fächer nicht gekauft hatte! Was sie nur sagen sollte, wenn sie jemand darnach fragte? Daß sie ihn daheim gelassen. . . Selbstverständlich! Aber es war ihr, als würde ihr jedermann die Lüge vom Gesicht ablesen können. Jedenfalls, sich selbst konnte sie nicht belügen. Und das Bewußtsein, daß ihre Toilette eines so wesentlichen Bestandtheils entbehrte, wurde ihr so peinlich, daß sie wirklich am liebsten umgekehrt wäre. Ohne Fächer! Ohne Fächer! Es war ihr, als ob diese beiden Worte ihr ganzes Gehirn ausfüllten, sodaß sie an nichts anderes denken konnte. Ohne Fächer! Ohne Fächer! wiederholte sie in einem fort in ihrem Innern. Und nur manchmal huschte ein anderes Bild durch ihre Phantasie, flüchtig, eine Secunde lang. . . Und dann sah sie ein junges, abgehärmtes Weib, ein Bübchen auf dem Arme, verzweiflungsvoll vor ihrem Mann auf den Knien, und hörte sie schluchzen: „Ohne Brod! Ohne Brod!“

Zwei Stunden waren vergangen, und Eugenie hatte einen ihrer größten gesellschaftlichen Erfolge errungen. Man hatte der eleganten jungen Frau die feurigsten Huldigungen dargebracht. Der schöne Herr von Greewitz hatte auf Ehre erklärt, daß die Gnädige ihn, den Zielgenannten, durch ihren raschen Geist förmlich in Verlegenheit brächte. Er müsse immer erst seine Gedanken jammeln, bevor er sich getraue, der Gnädigen eine Antwort zu geben. Der, ob seiner Grobheit und Schweigsamkeit gleich bekannte Kritiker Dr. Sachse hatte es über sich gebracht, in Zwischenräumen von nur je einer halben Stunde, immer zwei, drei Minuten lang mit Eugenie zu plaudern, und in dieser unerhört langen Zeit war ihm nicht ein einziges ungezogenes Wort über die Lippen gekommen. Der Bankier Deyerfeld war sogar im Gespräche mit ihr ganz lyrisch gestimmt worden; er hatte es aufrichtig bedauert, daß die zeitraubende Beschäftigung mit Staatsrenten und Obligationen ihm jene systematische Pflege seines Gemüthslebens unmöglich mache, die erforderlich sei, um auf eine so zartbesaitete Frauenseele einen tieferen Eindruck auszuüben. Für jede Tour, die Eugenie zu vergeben gehabt, hatten sich zehn Bewerber gemeldet. Und ein Schwarm von Herren umgab sie, wenn sie einen Augenblick Platz nahm, um auszuruhen.

Anfänglich hatten ihr diese Erfolge ein Gefühl unsäglicher Genugthuung bereitet, und immer, wenn sie am Arm eines ihrer Tänzer an Otto vorüber kam, hatte sie ihm einen stolzen Blick zugeworfen. Er sollte nun beschämt zur Erkenntniß kommen, dieser brutale Mann, der sie heute so tief verletzt, daß andere seine Frau besser zu schätzen wüßten. . . Er würde dann sein Benehmen bereuen. . . Und wenn sie die Gewißheit gewonnen, daß diese Neue wirklich eine aufrichtige wäre, dann würde sie ihm vielleicht verzeihen! Vielleicht! Sie war sich noch nicht darüber klar, ob die Beleidigung, die er ihr heute angethan, als er ihr damit drohte, er könnte an ihr irre werden, nicht eine solche sei, die überhaupt eine Verzeihung ausschloße. . . Jedenfalls würde sie sich nicht sehr beeilen. . . Bisher war sie immer viel zu gut gegen ihn gewesen, viel zu gut! Das war ein Fehler, in den sie nicht wieder verfallen wollte. . . Die Güte einer Frau wissen ja die Männer nie zu schätzen; im Gegentheil, sie reizt sie nur dazu, sich zu überheben. . . Aber wenn sie einer kalten, selbstbewußten Frau begegnen, dann kriechen sie geschwind zu Kreuze. — Und so bemühte sich Eugenie, eine kalte, selbstbewußte Miene zur Schau zu tragen, so oft sie an Otto vorbeikam.

Aber Otto schien gar keine Anwendung von Neuen zu verspüren.

Er lehnte in nachlässiger Haltung an einem Thürpfofen und blickte zerstreut in den Saal. Manchmal

wechselte er wohl ein paar Worte mit einem Herrn oder mit einer Dame, aber offenbar ohne an dem Gespräch innerlich Antheil zu nehmen. Er vermied es sichtlich, daß seine und Eugeniens Augen einander begegneten. Traf sie aber einmal ein Blick, so lag ein seltsam fremder Ausdruck darin.

Mochte er dareinsehen, wie es ihm beliebte, dachte Eugenie, was ging das sie jetzt an! Und mit scheinbar verdoppeltem Interesse lauschte sie den schmeichelhaften Worten, die den Lippen ihrer Tänzer entströmten.

Und dennoch, als ein zweites und ein drittes Mal sie wieder dieser kalte, fremde Blick ihres Mannes traf, senkte sich etwas wie ein Schatten auf ihre Stimmung. Sonderbar dünkte es ihr doch, daß Otto sie so ansehen konnte. Sie hatte ihn in den drei Jahren ihrer Ehe erregt, mißmuthig, betrübt gesehen, aber kalt, gleichgültig . . . nein, das war er ihr gegenüber nie gewesen! Und plötzlich durchblitzte sie die Frage: wäre es möglich, daß sie jemals sein Herz sich abwendig machen könnte?

Unwillkürlich drängte sich ihr die Erinnerung an den Wortwechsel zwischen dem Portier und seiner Frau auf, den sie heute Abend mit angehört hatte. Wie schrecklich war es ihr da erschienen, daß das Gefühl, das Ehegatten mit einander verband, so ganz hatte erlöschen können, daß sie einander beschimpften. Und eine Stunde später? Jener Vorfall hatte zwar nichts gemeinsam

der sie seine Gefühle behandelt hatte! Das einem Manne, der so treu und so gut war und ihr alles bot, was ihr Herz begehrte! Da stand sie ja noch weit unter der Portiers-Frau. Ja, die war noch ein Engel an Güte, mit ihr verglichen! Denn was hatte sie Otto vorzuwerfen? Daß er ihr Geld verthan? O nein! Im Gegentheil, daß er in einer Anwendung von . . . von Sentimentalität vielleicht, geögert hatte, sein Geld auszugeben, um einen ihrer Wünsche zu erfüllen. Sein Geld, sein sauer erworbenes Geld! Durfte er nicht damit schalten und walten, wie er wollte? Allerdings, es war eine Marotte von ihm, daß er ihr keinen Fächer gekauft hatte. Denn ein Fächer gehört nun einmal zu einer vollständigen Ball-Toilette. Aber andererseits, wie schön hätte es ihr gestanden, wenn sie sofort launig auf seine Marotte eingegangen wäre! Wie sehr hätte ihn ihre Großmuth beschämt. Einem solchen Manne muß man ja auch einmal eine Schwäche zu gute halten. Statt dessen, — wie hatte sie sich ihm gegenüber benommen? Mußte er sie nicht für kalt und herzlos halten? Was mußte er von ihr denken? Wer mochte wissen, was jetzt in ihm vorging? Ob nicht in seiner Seele ein Zweifel Wurzel zu fassen begann an ihrer Liebe zu ihm? Und hat sich dieser einmal bei einem Mann eingestiftet, dann . . .

Eugenie vermochte den Gedanken gar nicht aus-

natur zu sein scheine . . . Und so saß sie verstimmt und theilnahmslos an seiner Seite, als das Souper begonnen hatte, und fand für alle die schneidigen Bemerkungen, durch die der elegante Cavalier seine Conversation so anregend zu gestalten verstand, keines jener anerkennenden Worte, die Greewitz zu hören gewohnt war. Er gab es schließlich auch auf, an ihr seine Unwiderstehlichkeit zu erproben, und wandte seine Aufmerksamkeit mehr und mehr seiner Nachbarin zur Linken zu. Eugenie war ihm dafür dankbar. So konnte sie wenigstens mit ihren Gedanken allein sein. Sie sann und sann, und ihre Blicke schweiften hinüber zu ihrem Manne, der dort, an der anderen Seite der Tafel, nicht fern von ihr saß . . . Wovon er nur sprechen mochte? Der zerstreute Ausdruck, der den ganzen Abend über auf seinem Gesichte gelegen hatte, war nun verschwunden. Der Gegenstand der Unterhaltung schien ihn sehr zu fesseln . . . Sonderbar, seine Tischnachbarin war doch eine geistig so unbedeutende Frau . . .!

Das Stimmengewirr, das den Saal erfüllte, war einen Augenblick lang verstummt, und sie hatte ein paar Worte ihres Mannes auffangen können . . . Gerchow . . . Director . . . sechs Kinder . . . Das also war es: er erzählte seiner Nachbarin die Affaire von heute Abend.

Welch' tiefes Mitleid sich in seinem Gesichte wieder-

spiegelte! Wie gut mußte der Mann sein, sagte sie sich unwillkürlich, dem fremdes Unglück so nahe ging! Aber seine Tischnachbarin, würde die ihm Verständniß entgegenbringen? — Mit welchem Interesse sie seinen Worten folgte! Schimmerten nicht Thränen in ihren Augen? Und jetzt war Otto offenbar mit seiner Erzählung zu Ende. Seine Tischnachbarin reichte ihm die Hand, und Eugenie hörte ganz deutlich, wie sie zu ihm sagte: „Zählen Sie auf meine thätige Mithilfe, Herr Rechtsanwalt!“ Merkwürdig, der Ausdruck der Rührung verlieh ihrem sonst ganz uninteressanten Gesicht einen eigenartigen Zauber!

Diese Frau hätte es wahrlich sofort begriffen, daß Otto heute Abend nicht in der Stimmung gewesen war, hundert Mark für einen Luxus-Gegenstand auszugeben! Der fiel es sichtlich nicht schwer, einem Anderen seine Stimmung nachzufühlen! Die war eine Frau von Gefühl! Die war es . . . Und sie . . . Sie . . .? Hatte sie Gefühl . . .?

Eugenie erschrak, als sie sich diese Frage vorlegte . . . Sie hatte es bisher nie gethan.

Hatte sie Gefühl? Hatte sie die Fähigkeit, in Anderen zu leben? Hatte sie ein Bedürfniß darnach? Ein Bedürfniß . . .? Nein! Das hatte sie bisher nie bei sich beobachtet! Sie hatte sich immer gefreut, wenn Andere an ihr Antheil nahmen, aber daß sie selbst den inneren Drang verspürt hätte, an deren Freuden und Leiden theilzunehmen, daran konnte sie sich nicht erinnern . . . Das war nie vorgekommen, nie, nie! Vielleicht, weil sie eben nicht die Fähigkeit dazu besaß? . . . Ja, das mußte es sein . . . Ottos Tischnachbarin war zu Thränen gerührt worden, als er ihr die Noth und das Elend der Familie Gerchow schilderte, sie selbst aber, sie erinnerte sich ganz genau, nicht die Spur einer Empfindung war in ihr rege geworden, sie war ganz gleichgültig geblieben, sie hatte nur an das Eine denken können, daß er ihr keinen Fächer gebracht hatte, keinen Fächer . . .! Eigentlich erschien ihr das jetzt selbst räthselhaft! Denn nun sah sie das arme Weib vor sich und die sechs Kinder, hungernd, frierend in der kalten, düsteren Stube; und in einer Ecke kauerte der Mann, der arme Teufel, der aus Noth zum Diebe geworden war . . . Aber so groß das Elend auch sich zeigte, immer blühte etwas wie Freude auf den abgehärmten Gesichtern dieser Unglücklichen, wenn die Erinnerung in ihnen aufstieg, daß ihnen doch noch das Aergste erspart geblieben, daß ihr Vater nicht in's Gefängniß wandern mußte . . . Und dann drängte sich ein Name auf ihre Lippen, und ihre Augen leuchteten auf, da sie ihn aussprachen! Das war der Name ihres Otto . . .! Und diesem Manne, der durch seine Klugheit und Entschlossenheit und sein thätiges Mitgefühl fremden Menschen, ganz fremden Menschen, so viel Leid erspart hatte, dem hatte sie seine That mit Hohn und Spott gelohnt . . . Sie konnte es nicht fassen . . .! Mit Hohn und Spott! Statt sich ihm an die Brust zu werfen, und ihn zu küssen, und ihm vielleicht zu sagen . . . ja, das hätte sie ihm sagen sollen: Das war brav und edel von Dir, aber nun komme ich an die Reihe . . . Und bevor wir auf den Ball fahren, machen wir rasch einen Abstecher zu Gerchow's und schenken ihnen diese hundert Mark, und reden mit den armen Leuten; vielleicht können wir sie ein für allemal aus ihrer traurigen Lage befreien. — Ja, so hätte sie zu ihm sprechen müssen! Das war so klar, so naheliegend! Wie tief hätte sie ihn damit erfreut . . . Was hätte sie damit für einen Erfolg errungen, einen echten, einen



Aus dem Leben eines Wunderkinde.
Siehe Seite 178.

Als die Tante sich umwandte,
war sie sehr blaß

zudenken. Sie mußte ihre ganze Willenskraft aufbieten, um das gesellschaftsübliche Lächeln auf ihren Lippen festzuhalten. Aber wenn sie jetzt an ihrem Manne vorbeikam, dann war der Blick, den sie ihm zuwarf, nicht mehr herausfordernd und siegesicher, sondern unruhig und besorgt. Ach, wenn er ihr nur einmal ein freundliches Gesicht zeigen wollte, wie würde sie diesen Herrn von Greewitz und diesen Bankier Feyerfeil und alle diese saden Cour-

Macher, die ihr so grenzenlos gleichgültig waren, stehen lassen und zu ihm hinfliegen, um den ganzen Abend nicht mehr von seiner Seite zu weichen . . . Aber sein Blick blieb fremd und kalt, wenn er auf ihr ruhte. Und Eugenie wurde immer verstimmter.

Herr von Greewitz konnte sich nicht enthalten, die Bemerkung zu machen, mit der er sich gegenüber verwickelten psychologischen Räthseln abzufinden pflegte: daß nämlich die gnädige Frau eine ganz „eigenartige“ Frauen-

mit der Scene, die sich zwischen ihr und Otto abgespielt, aber so sehr sie sich auch selbst dagegen wehren mochte, sie konnte nicht davon lassen, die beiden Auftritte mit einander zu vergleichen. Ob Schimpfworte gefallen waren oder nicht, darauf kam es ja gar nicht an! Waren die Gefühle, die sie während und nach ihrer Auseinandersetzung erfüllten, nicht ebenfalls häßlich, häßlicher als die ärgsten Scheltworte? Dieser Hohn, mit dem sie ihm entgegengetreten, diese verächtliche Art, mit



die Musik wieder zu spielen begonnen, da hatte es sie zu ihm hingetrieben, zu dem Manne dort, der wieder an dem Thürpfosten lehnte und mit einem zerstreuten Gesichte die tanzenden Paare musterte. Sie hatte zu ihm aufgesehen mit bittenden Augen, und da hatte es auch in seinem Gesichte merkwürdig zu zucken begonnen. Dann war er von ihr in den kleinen Nebenraum hineingezogen wor-

Victoria möchte gern die unzähligen Wunden heilen, die durch geistiges und körperliches Elend rings umher geschlagen werden. Vor allem aber spricht auch sie aus wärmstem Herzen das schöne Wort des Erlösers nach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Diesen besonders möchte sie, als fühlende Mutter, des Lebens Jammer fern halten. Wir sehen, wie sie sich deshalb mit besonderem Eifer der, hierher zielenden Veranstaltungen annimmt und jede angemessene Gelegenheit sucht, sich Kindern persönlich zu nähern. Eine solche Scene schildert auch unser heutiges, von Adolf Wagner tren nach dem Leben gezeichnetes Bild: ein Besuch der Kaiserin in der Kinderschule des Diakonissen-Hauses zu Kassel. Witten unter der Schar hat die hohe Frau Platz genommen und erfreut sich an den Liebchen und Spielen. Und zur Belohnung für die schönen Leistungen vertheilt sie nun den Inhalt einer Zuckerdüte. Köstlich ist dabei das unbefangene Benehmen der Kleinen. Große Augen machen sie alle. Die einen bitten ganz zierlich, die anderen steden ohne Scrupel verlangend ihre Händchen aus; hier ertheilt eine fünfjährige, mit der Miene einer Großmama, einem etwas ungefühlten dreijährigen Blondkopf eine verstoßene Zurückweisung, dort zeigen sich zwei Ruben triumphierend die erhaltenen Süßigkeiten, die bereits harte Spuren der ersten Prüfung ihrer Schwachheit aufweisen. Kurz, es herrscht in der Schule heute ettel Wonne, und da ist es kein Wunder, daß, als die Kaiserin, die merkwürdiger Weise weder eine goldene Krone noch einen rothen Purpur-Mantel mit weissem Pelze trägt, sich von dem kleinen Volke verabschiedet, ihr nachgerufen wird: „Adieu, liebe Tante Kaiserin, komm' bald wieder!“

Ob der hohen Frau wohl je irgend eine Kundgebung amuthiger und belohnender geklungen hat, als dieser ehrliche Wunsch beglückter Kinder?
M. M.

Nachdruck verboten.

Nach Chicago delegirt.

Von
Elisabeth Kasselowsky.

in erstes Mal war an die deutschen Frauen der Ruf ergangen, sich bei einer Weltausstellung selbständig zu betheiligen, ein erstes Mal war von dem Reiche eine, wenn auch kleine Summe bewilligt worden, die die Ausführung dieses Unternehmens ermöglichen sollte. Die Central-Commission war constituirt, ich wurde deren Schriftführerin, und im October des vergangenen Jahres zur Delegirten für Chicago ernannt. Am 26. März 1893 trat ich in Begleitung des mir zugetheilten Fräulein Eugenie Hoffmann, Vorsteherin des Kunst-Handarbeits-Ateliers des Lette-Vereins, meine Reise an. Diese glich in mancher Beziehung einem Feldzuge, wenn es auch keine Schlachten mit feindlichen Mächten zu schlagen gab.

Nach einer stürmischen, sogar mit einiger Schiffs-Havarie verbundenen Ueberfahrt langten wir glücklich in New-York und dann, ohne längeren Aufenthalt, in Chicago an, wo ich in dem bekannten Palmer House, das die Privaträume und das Hotel der Familie Palmer enthält, Wohnung nahm. — Man nennt Chicago ein Riesenkind und bezeichnet damit sein schnelles, aber auch abnormes Wachstum. Jedenfalls war der erste Eindruck überwältigend; der Lärm der, sich unablässig kreuzenden, klingelnden cable-cars, die, fast Kopf an Kopf gedrängt wogende Menschenmenge, die auffälligen bunten Toiletten der Damen, die Höhe der Häuser, der Glanz der Läden, die Pracht der zum Verkauf angebotenen, herrlichen Blumen und der kolossale Schmutz der Straßen, — alles zusammen wirkt atemberaubend.

Mit welcher Erwartung ich das Frauengebäude betrat und meine Schritte zu Mrs. Potter-Palmer lenkte, vermag ich kaum zu sagen; war ich doch bereit, bewundernd zu den Frauen aufzusehen, die selbständig einen Palast geschaffen und eine erste Frauen-Ausstellung organisiert hatten. Ich fand die Dame, — eine elegante, graziose Frau von verbindlichem Wesen, — in einem Räume, der meinen Begriffen von Comfort allerdings wenig entsprach, und dessen großer eiserner Ofen eine Gluth ausströmte, die mir unerträglich schien. Sie empfing mich mit einem Händedruck und jenem „I'm delighted to see you“, das ich später bei ähnlichen Gelegenheiten — mit kleinen Variationen ständig wiederholen hörte, und theilte mir mit, daß unser Ausstellungsraum bereit wäre, unsere Risten angekommen seien, daß ich mich durch Augenschein überzeugen und sofort mit der Aufstellung beginnen könne. Eine der Beamtinnen, die wie die Bienen eines großen Schwarmes beständig ein- und ausflogen, sollte mich führen. — Da stand ich denn vor dem Plage, auf dem ich mir im Laufe der leptverfloßenen Monate so oft im Geiste das Werk aufgebaut gedacht hatte, das Zeugniß von dem Können und Streben meiner deutschen Landsmänninnen geben sollte. Aber es war noch öde und leer um mich. Ein gelblicher Leinwand-Anstrich zierte die Wände; rohe, kaum an den Eden abgelantete Holzpfiler, wie ich sie elegant in manchem herrschaftlichen Stallgebäude gesehen habe, trugen in je vier Meter Entfernung die Decke; die Fenster waren schmal, hatten oben, in starken Holzrahmen gefaßt, keine Scheiben; die Höhe des Raumes betrug achtzehn Fuß; — Verhältnisse, die in keiner Weise einem Ausstellungssaal entsprachen. Vor allem aber mangelte jegliche nennenswerthe Wandfläche, deren ich unbedingt bedurfte. Als ich im November vorigen Jahres, in Gemeinschaft mit Herrn Architekten Hoffader, bemüht gewesen war, unsere Ausstellungs-Objecte nach dem angegebenen Maße in den angewiesenen Platz einzuzichnen, hatte sich letzterer als viel zu klein erwiesen; denn man hatte uns auf eine Forderung von achtaufundzwanzig Quadrat-Fuß nur zweitausend bewilligt. Diesem Uebelstande sollte nach dem, mir sodann fest gegebenen Versprechen abgeholfen werden; es war indessen nichts geschehen, und das, was man für uns erreicht hatte, war so ungenügend, daß es fast eine Verschlechterung genannt werden konnte.

Ich sagte, ich sei bei meiner Ankunft bereit gewesen, bewundernd zu dem Organisations-Talente der Amerikanerinnen aufzusehen; leider fühlte ich mich bald ernüchert. Es fehlte dem Unternehmen vollständig das, was die Hauptsache bleibt: der künstlerisch einheitliche Gedanke, der, das Detail dem Ganzen nach bestimmten Gesetzen unterordnend, allein Großes schafft. Dieser Fehler, der sich in der unsymmetrischen, ziemlich planlosen Vertheilung der Plätze, dem Fehlen bestimmter Regeln beim Aufbau der einzelnen Ausstellungen, dem Mangel an genügenden Licht- und Wandflächen, sowie in manchem Anderem fühlbar machte, rückte sich schwer; denn obgleich in dem Frauen-

Nachdruck verboten.

Kaiserin Auguste Victoria als Kinderfreundin.

Zu der Zeichnung von Adolf Wagner. — Siehe Seite 184.

Wer hoch steht, hat's leicht, Herzen zu gewinnen, und doch bringt es nicht jeder fertig, sondern führt dem nach oben züngelnden Reide stets neue Nahrung zu. Und leider sind es nicht nur die Männer, die den, tiefer auf den Sprossen der Gesellschaftsleiter Stehenden verlegen, o nein, kleinlicher Hochmuth findet sich noch verbreiteter auf Seite der Frauen. Andererseits ist freilich auch das Maß der Herzengüte bei ihnen das größere. Man könnte vielleicht so sagen: Es giebt mehr hochmüthige Frauen als hochmüthige Männer, aber trotzdem mehr herzensgute als hochmüthige Frauen. Eine herzensgute Frau aber ist ein Segen für ihre Umgebung, und je mehr sie ihren Wirkungskreis erweitern kann, desto werthvoller wird sie für ihre Mitmenschen.

Schon aus dieser Erwägung heraus müßte jegliche Mißgunst auf gute Menschen in bevorzugter Lebensstellung schweigen. Man sollte dankbar anerkennen, daß das große Pfund, mit dem gewundert werden soll, in die richtigen Hände gelangt ist, und so besitzen die Deutschen auch alle Ursache, sich zu freuen, daß die hohe Frau, die heute die erste des Reiches ist, zu denen gehört, die ihrer Verantwortung eingedenk sind, und deren Herzengüte sich überall die Liebe des Volkes erringt.

Die Kaiserin inmitten der Schar ihrer Kinder, das ist uns ein trauliches Bild! Das Einfache, Bürgerliche, das sich darin ausdrückt, befißt uns mehr, als alle Pracht. Jede Frau aus dem Volke denkt: „Das ist auch eine Mutter wie ich; sie empfindet wie ich, sie leidet mit ihren Kindern, oder freut sich mit ihnen, wie ich mit den meinen. Sie steht mir nahe, zu ihr kann ich ohne weiteres Vertrauen hegen; eine gute Mutter ihrer Kinder wird auch eine gute Mutter ihres Volkes sein.“ Und so ist es. Die Kaiserin Auguste

Aus dem Leben eines Wunderkinds. — Siehe Seite 178.

In der Dämmerstunde pflegten die Kinder . . .
Tante Lieschens Märchen zu lauschen.

heiligen, auf den sie in Wahrheit hätte stolz sein dürfen, nicht diesen öden gesellschaftlichen Erfolg, den sie vielleicht nur ihrer eleganten Toilette und einigen launigen Aeußerungen verdankte . . . Und wie hatte sie nun in Wirklichkeit zu ihm gesprochen? Sie erröthete, wenn sie daran dachte . . . Namentlich jenes Wort, daß sie nicht einmal das Schicksal der armen Kinder zu rühren vermöge, weil sich schon irgend ein Wohlthätigkeits-Verein ihrer angenommen hätte, — sie konnte es nicht begreifen, daß sie das über die Lippen hatte bringen können, sie eine Frau! Was mußte er von ihr denken? Mußte er nicht wirklich an ihr irre werden? Ja! Und er war auch bereits an ihr irre geworden, es wurde ihr klarer und klarer. Nun begriff sie alles: seine seltsame Ergriffenheit, den ungewöhnlichen Nachdruck, mit dem er gesprochen, als er heute Abend der Hoffnung Worte gegeben, daß sie einander in demselben Gefühle begegnen möchten . . . Nein, das war keine Marotte gewesen, das besaß eine ganz andere Bedeutung: ein Versuch, um zu einem endgültigen Urtheil über sie zu gelangen, — wer wußte es, vielleicht der letzte Versuch . . .

Der Zweifel war in seine Seele eingezogen, der Zweifel an ihrer besseren Natur, der Zweifel an ihrer Liebe zu ihm. Ja, auch an ihrer Liebe! Hatte sie sich denn nicht ihm gegenüber genau so benommen, wie gegenüber allen Anderen? Hatte sie nicht seine Theilnahme für alles verlangt, was sie betraf, und hatte sie nicht andererseits größte Gleichgültigkeit zur Schau getragen gegen sein ganzes Wirken und Streben? War diese Gleichgültigkeit etwa deshalb weniger tränkend, weil sie sie in scherzhafte Form zu kleiden pflegte? Wann hatte sie in diesen drei Jahren irgend einmal ein herzliches Interesse bewiesen für seine Arbeiten, seine Sorgen, seine Erfolge? Und sie konnte glauben, daß er sich glücklich fühle an ihrer Seite? — Es wurde ihr dunkel vor den Augen; sie glaubte zu vergehen vor Scham, Schmerz und Reue . . .

Träumte sie? Wachste sie? Sie befand sich wieder daheim in ihrem kleinen Boudoir, mit ihm, dem geliebten Manne!

Sie erinnerte sich kaum, wie es gekommen . . . Sie wußte nur das Eine, daß unter den fremden Menschen plötzlich ein schmerzlich süßes Gefühl in ihr erwacht war, wie sie es noch nie gekannt. Und als

gebäude eine Menge reicher Schätze zusammengetragen wurde, wird keiner der Besucher einen wohlthuenden Gesamteindruck erlangt, und jeder gebildete Beschauer wird die Harmonie vermisset haben, die eine Grundbedingung des Schönen bleibt. Die Weisheit des Wortes: „Eines schadet sich nicht für alle!“ bewahrheitete sich auch hier; was in den riesigen Dimensionen der manufacture hall erlaubt war und zu voller Geltung kam, wurde in dem beschränkten Räume des Frauenhauses zu einem bunten Durcheinander, eines schädigte das andere. — Wir hatten viel von der Ehren-Gallerie gehört, die bestimmt sein sollte, einzelne der hervorragendsten Objecte aufzunehmen; wenn uns aber die schriftlichen Mittheilungen oft unverständlich erschienen waren, so brachten mir leider auch die mündlichen keine Aufklärung. Die Ehren-Gallerie, dem Lichtofe des Berliner Kunstgewerbe-Museums in sehr verkleinertem Maßstabe gleichend, war, meiner Ansicht nach, überhaupt der einzig geeignete Ausstellungsraum des Hauses, da er, hell und hoch, die zwei Grundbedingungen eines solchen erfüllte. Nachdem mir der achte Theil der einen Längswand für unsere Bilder angewiesen worden war, vergingen Wochen, ehe ich annähernd irgend etwas über seine weitere Bestimmung erfahren konnte; an welche der leitenden Damen ich mich auch wandte, stets wurde mir dieselbe Antwort: „I'm sorry; I don't know; please, ask Mrs. x.“ Auf meine Bitte, dem Denkmale des Pestalozzi-Fröbel-Stiftes, als künstlerisch monumentalem Aufbau, in der Mitte des Saales einen Platz zu gewähren, wurde ich nach längerem Hinhalten abschlägig beschieden; die Ehren-Gallerie sei ausschließlich für hohe Kunst, für Bilder und Sculpturen, bestimmt. Doch erlangte ich für das genannte Werk, freilich getrennt von der Frauen-Ausstellung, in der Abtheilung der freien Künste, in der manufacture hall, einen guten Standpunkt. Ahermals nach Wochen theilte man mir mit, die Ehren-Gallerie solle auch geliebte Ausstellungs-Gegenstände aufnehmen, eine Erlaubniß, die für uns, — eine Ausnahme machten die Spitzen der Kaiserin Friedrich, — wertlos blieb, da alle unsere Arbeiten veräußert waren. Schließlich änderten die Damen abermals ihren Plan, und wir wurden gebeten, in geleiteter, längs der Wände unter den Bildern stehenden Schaukästen auszustellen, was uns beliebte. So blieb von der ursprünglichen Idee nichts übrig, als die Eintragung einer Reihe berühmter Frauen-namen, die in der Höhe ringsum an die Wand geschrieben waren; unter den ersten der biblischen Ruth, der letzte: Mrs. Verta Palmer.

Es würde zu weit führen, wollte ich von den unsäglichen Schwierigkeiten erzählen, die jeder neue Tag mit sich brachte; alles war unfertig, es fehlte an Arbeitskraft, und selbst die Natur schien sich gegen uns verschworen zu haben. Von allen projectirten Verbindungen war nur die Illinois-Bahn zwischen Stadt und Ausstellung benutzbar. Um hinaus zu fahren, erwarteten wir täglich, auf freiem Plage sitzend, dauernd einem eifigen Nordwinde, strömendem Regen oder Schneesturm ausgesetzt, ohne während des ganzen April-Monats nur einmal die Sonne gesehen zu haben, den heranbrausenden Zug; dessen hohe Trittschritte erklangen, wir meist mit Hilfe eines gütigen Conducteurs um, in den Wagen geschoben, die Sitzplätze sämmtlich besetzt, die Gänge von Kopf an Kopf gedrängt stehenden Arbeitern gefüllt zu sehen. Ein großer eiserner Dien durchglühte den Raum, dessen Hitze nach der vorherigen Kälte wohlthuend zu nennen war. Jetzt wurden wir nach halbständiger Fahrt abermals auf freiem Felde abgesetzt und mussten, oft bis zum Knöchel in drohendem Regen wattend, den Eingang des Ausstellungs-Parkes zu erreichen suchen. Unmittelbar hinter der Thüre stand aber wochenlang ein Güterzug, der die, für die Herstellung der Wege notwendigen Steine herbeischleppte. Da galt es, über einen der Wagen zu klettern, um dann über das, auf der anderen Seite aufgeschichtete Steingebirge, fast unter Preisgebung des Schutwerkes, zu gelangen. War auch dies geglückt, so steuerte man, endlich unbehindert, in dem weichen Moraste dem Frauengebäude zu.

Nur schrittweise vorgehend, ohne irgendwelche Unterstüßung, gehemmt durch mangelnde Arbeitskraft und sehr beschränkte Geldmittel, die ich auf jede Weise zu schonen suchte, gelang es mir erst ganz allmählig, das zu erringen, was unter den gegebenen Verhältnissen zu erreichen möglich war. Ich erlangte für die Bilder unserer Künstlerinnen in der Ehren-Gallerie das Vierfache des ursprünglich angewiesenen Platzes, jedoch die Kunstwerke vereint einen schönen und würdigen Gesamteindruck machten. Alsdann zog ich eine Wand, die, unsere Abtheilung abschließend, mir gleichzeitig die notwendige Fläche zum Aufhängen unserer verschiedenen Tafeln, Karten u. bot. Schließlich fanden sich auch die, in ein falsches Gebäude transportirten Scheiben unserer Schränke; allerdings theilweise zerbrochen. Sie mussten durch neue ersetzt werden. Nachdem ich unter Berechnung eines jeden Zolles Raum endlich die Unterbringung der gesammten Ausstellung ermöglicht hatte, war es mein dringender Wunsch, sie auch zu eröffnen. Ich wartete nur noch auf eine Decoration, die einzige Hülfsleistung, die uns von der Regierung in Aussicht gestellt worden war. Vergeblich, es verging ein Tag nach dem anderen, beständig vertröstete man uns von heute auf morgen. Der erwartete Tapezier, der eine leichte Stoff-Draperie und ein Schild mit dem Namen unseres Vaterlandes anbringen sollte, erschien nicht. Meine Geduld war erschöpft; am 27. Mai theilte ich dem Herrn Reichs-Commissar mit, daß ich die Ausstellung der deutschen Frauen eröffnen würde, selbst für den Fall, daß es ohne Decoration geschehen müsse. Er billigte mein Vorhaben.

Eine kleine Karte, die ich drucken ließ, enthielt eine Einladung zu der am 30. Mai, nachmittags drei Uhr stattfindenden Eröffnung der deutschen Frauen-Ausstellung; ich schickte sie an Mrs. Potter-Palmer und deren assistirende Damen, sowie an sämmtliche, mir dort bekannte deutsche Damen und an die Herren unserer Commission. Der lang erwartete Tag brach an, und als ich am Morgen das Gebäude betrat, war wirklich noch nichts von irgend welcher Decoration zu sehen; um elf Uhr erschienen indessen zwei Tapeziere, die eine bescheidene Draperie aus Plüsch arrangirten. Um ein Uhr kam Herr Hoffader mit einigen vergoldeten Palmenblättern und zwei Kränzen; gegen halb zwei Uhr kamen Arbeiter, mit einem gelben Stoffe, auf dem in noch nassen Buchstaben das Wort Germany prangte. Um zweieinhalb Uhr war das Werk beendet. Wir halfen die Leitern forttragen, setzten schnell den Fußboden, säuberten nach, und um drei Uhr stand ich bereit, unsere Besucher zu empfangen. Sie kamen alle; zuerst Mrs. Palmer mit ihren Damen, dann die deutschen Frauen, sowie der Herr Reichs-Commissar. Ich glaube nicht, durch Parteilichkeit verblendet zu sein, wenn ich

sage, daß unsere Ausstellung sich einer allgemeinen, aufrichtigen Anerkennung erfreute; weniger durch Neugierigkeit bestechend als die französische, war sie vielseitig, ernst gemeint und wahr. Unsere Schulen standen einzig da, von keiner anderen Abtheilung erreicht, oder gar übertroffen; die Ausrufe der Bewunderung über die Schülerinnen-Arbeiten, die Ausstellung des Sophiensiftes in Weimar, die Modelle der Koch- und Volksschulen, des Breslauer Kindergartens, u. s. w., wollten gar kein Ende nehmen. Auch Herr Geh. Rath Bermuth fand das Ganze sehr gut geordnet.

Aber der Raum war zu beschränkt, weshalb ich glücklich war, als es mir später gelang, von unseren Nachbarn, den Oesterreichern, ein Stück hinzuzubekommen.

Das Wenige, was ich nun weiter zu thun vermochte, war, das Interesse der Amerikanerinnen für die Werke und Ziele meiner Landsmänninnen zu erwecken, sie zu überzeugen, daß wir ihnen freundschaftlich näher zu treten wünschten, daß unsere Bestrebungen nach einer Entwicklung und Selbständigmachung des weiblichen Geschlechtes, wenn auch in bescheidenen Grenzen, den ihrigen gleichen.

Meine erste Unterredung mit Mrs. Potter-Palmer hatte mir gezeigt, daß ich bei dieser Dame, die, hingenommen von den Pflichten der Präsidenschaft und Repräsentation, einer Königin gleich gefeiert wurde, kaum auf eine persönlich nähere Bekanntschaft und wärmere Theilnahme zu hoffen habe. Ihre höflichen Worte verpflichteten zu nichts, aber ihre Freundlichkeit war stets dieselbe. Ich hörte, daß sie schmerzlich enttäuscht wäre, aus Frankreich keine Repräsentantin begrüßen zu können, daß die Entsendung einer solchen seitens Deutschlands dafür um so dankbarer empfunden würde. Zudem erwies sie mir die größten Aufmerksamkeiten, und beständig erhielt ich Einladungen zu ihren Empfängen, Dinners und Bällen.

Inzwischen waren im Palmer Hotel zur officiellen Eröffnung der Ausstellung am ersten Mai, und zu den, Mitte des Monats stattfindenden ersten Congressen, eine große Anzahl von Frauen aus allen Theilen der vereinigten Staaten herzugeströmt. Ich empfing eine Unzahl von Karten und Besuchen; man schenkte mir Blumen, und da wir abends in den Foyers des Hotels zusammentrafen, trat ich zu einer großen Menge der Damen in freundschaftliche Beziehungen. Ich fand bei allen ein liebenswürdiges, herzliches Entgegenkommen, eine oft naive Freude, ein deutsches Wort sagen zu können, das mir einen Beweis von ihrer Kenntniß unserer Sprache geben sollte, und lebhaftes Interesse für das, was ich von Deutschland und Berlin zu erzählen wußte. Ich führte viele der Damen durch unsere Ausstellung, wobei ich mich bemühte, ihnen die Tendenzen unserer Schulen und Vereine zu erklären. Ganz besonders entzückten sie die Strick- und Stopfarbeiten unserer Schülerinnen, die Küchen und die Anschauungsbilder der Kinderschule von Frau Hedwig Dehl in Charlottenburg, wobei ich übrigens als Curiosum erwähnen will, daß die Gewürzkräutchen der letztgenannten Schule durch das Publicum später in kürzester Zeit leer gesucht wurden.

Als Präsidentin der Frauen-Congresse kam die liebenswürdige Mrs. Sewall ebenfalls im Mai nach Chicago. Durch meine Arbeit voll in Anspruch genommen, konnte ich den Congressen nur in einzelnen Fällen, z. B. bei der Eröffnung, beiwohnen, doch hielt ich es, dazu aufgefordert, für meine Pflicht, einen kleinen Vortrag über den Letto-Verein zu halten. Was ich an den Amerikanerinnen, nebst vielem sonst, aufrichtig bewundere, ist ihre außerordentliche Redebegehung; allen zuvor that es in dieser Beziehung Mrs. Sewall. Es fand am Ende der ersten Congress-Woche ein, von den Damen im Richelieu-Hotel gegebenes Lunch statt, zu dem sämmtliche, an den Versammlungen Theilnehmenden eine Einladung erhalten hatten; die Zahl belief sich etwa auf 120 Frauen, die aus allen Weltgegenden zusammengeströmt waren. Eine wunderbare Blumenfülle bildete den einzigen Tafelschmuck; namentlich war es neben den herrlichsten Maréchal Niel und einem reizenden Schlingkraute, das gürlandentartig die Tischflächen durchschnitt, the american beauty, die amerikanische Rose, die in verschwenderischer Pracht leuchtete. Man sagt von ihr, daß sie das Bild der amerikanischen Frau sei; groß, nicht schön in der Farbe, aber mit dem Dufte der Centifolie, wächst sie auf geradem, schlankem Stiel empor, keiner Stütze bedürftig. Es war mir der Ehrenplatz zur Rechten Mrs. Sewall's zu theil geworden, und zu meinem geheimen Erstaunen sah ich das Mahl ohne jede Rede verlaufen. Schon war das Dessert fortgenommen, da erhob sich die Präsidentin und sagte, sie habe den Wunsch, ihre officers and friends mit einander bekannt zu machen; und nun begann ein wahres Sprühfeuer von Verebfamkeit. Indem sie eine große Zahl der anwesenden Damen mit eigens auf sie gemünzten Worten aufrief, erzwang sie von diesen, die sich von ihren Sitzen erhoben, eine Gegenrede. Es währte dies Spiel fast drei Stunden, doch kann ich kaum sagen, daß es ermüdend geworden sei; die außerordentliche Geschicklichkeit, in welcher so vielleicht fünfzig Damen, und mehr, zum Worte genöthigt wurden, die Liebenswürdigkeit, mit der es geschah, waren durchaus bewundernswürth. Den Schluß des Festes machte eine halb humoristische Rede Mr. Sewall's, der, nebst wenigen anderen männlichen Gästen, die Herrenwelt vertrat. Seine Worte galten den eminent women. Man sage, meinte er, der Mann, der eine eminente Frau besäße, sei belagert, denn sicher würde er unter schlechtem Essen, schmutzigen Zimmern oder zerrissener Wäsche zu leiden haben. Dieser Ansicht wäre er nicht, er habe ein eminent woman und befände sich in ihrem Besitze vollkommen glücklich; er hoffe, so würde es noch vielen gehen; seine Bewunderung gelte den hervorragenden Frauen. — Da man, wie bei allen Gesellschaften und in allen Hotels Chicagos, nur Eiswasser trank, so unterblieb das bei uns übliche Anklagen der Gläser; selbstverständlich aber erfolgte ein begeisterter Juruf. Das Frühstück, das um zwei Uhr begonnen hatte, endete um acht Uhr, und sofort begab sich die Mehrzahl der Damen nach dem Abend-Congress, wo Mrs. Sewall ihres Amtes unerträglich waltete. Es war an jenem Abend, an dem eine Tribüne zusammenbrach und mehrere Verletzungen vorkamen, ein Unglücksfall, der unbedeutend genannt werden muß, wenn man sich bewußt ist, welcher ungleich größeren Gefahr die Gesellschaft täglich ausgesetzt war. Unfertig wie alles, hatte die große Washington Hall roh gezimmerte Estraden und Bänke; der Fußboden starrte noch von den Kalkflecken der eben fortgezogenen Maurer; ein einziger Corridor diente als Zugang, und als eines Abends, wie es oft geschah, das elektrische Licht ausging, und im Publicum eine Unruhe entstand, hatte man die furchtbare Gewißheit, bei einer ausbrechenden Panik wie in einer Kaufhalle gefangen und unrettbar verloren zu sein.

Mrs. Sewall nach Beendigung des Congresses Chicago verließ, nahm sie mir das feste Versprechen ab, sie für einige Tage in Indianapolis besuchen zu wollen, damit ich mir ihre Schule ansähe.

An einem Juni-Tage fuhr ich dorthin. Indianapolis bietet das Bild einer echt amerikanischen Stadt, wie man mir versicherte. Die Sauberkeit der, vielfach von Gärten umgebenen Häuser machte den freundlichsten Eindruck; das Grün der Bäume und des Rasens, das Blau des Himmels, den ich seit Monaten ein erstes Mal in seiner wahren Farbe sah, — denn selbst bei Sonnenschein schien er mir in der Kohlendunst-Atmosphäre Chicagos wie durch einen schwarzen Crêpe-Schleier verbunkelt, — berührten mich auf das wohlthuendste. Das Haus Mr. Sewall's, in einer Vorstadt an der Promenade gelegen, zeigte einen bestechenden Confort, den ich lange vermist hatte; gute Bilder, Bücher, Sculpturen sprachen von dem gebildeten Geschmack seiner Bewohner. Nach einem höchst freundlichen Empfange wurde mir die Eröffnung gemacht, daß ich eben noch recht zum Schluß komme; heute Abend finde eine große reception, ein Ball, statt, morgen früh die feierliche Entlassung der, für die Universität reifen Schülerinnen. Die Schule, die Mr. und Mrs. Sewall leiten, ist nämlich a classical school. Auf einen Ball war ich allerdings mit meiner Toilette nicht eingerichtet, denn ich besaß lediglich das Reifelleid, das ich trug. Dies thate nichts, versicherte Mrs. Sewall, ich müsse nur den Charakter der Reisenden beibehalten, d. h. in Hut und Paletot erscheinen, vor allen Dingen aber mitkommen. Natürlich fügte ich mich und folgte meiner Wirthin, die in full dress, rosa gesticktem Crêpe-Kleid, war, nach dem Club-Haus, in dem das Fest stattfinden sollte. Das Empfangszimmer wurde durch einen Band-Cordon in den columbischen Farben, der unmittelbar neben der Eingangstüre besetzt war, in zwei Hälften getheilt. Nicht hinter dieser Schranke standen die Gastgeber; ein freundlicher Wink rief mich in ihre Mitte, während sie die Geladenen, die einzeln herantraten, bewillkommneten.

Ich machte so die Bekanntschaft von mehr als zweihundert Gästen. Als der Empfang vorüber war, begann in der oberen Etage die Musik, und als wir hinauskamen, befand sich das Vergnügen in vollem Gange. Man tanzte viel, aber in langsamem Tempo und, ich muß es gestehen, mit mehr Grazie als bei uns. Eine Menge der neuen Freunde nahm mich durch Conversation in Beschlag, sodas ich genöthigt war, fast ununterbrochen zu sprechen, — keine ganz leichte Aufgabe, um so weniger, als ich in meinem Hut und Paletot schwer unter der herrschenden Temperatur zu leiden hatte. Eine herrliche Erquickung gewährte Citronen-Limonade, die einzige Bewirthing, der aus einer, etwa vier Eimer haltenden, verfilberten Bowle lebhaft zugeprochen wurde, und die beständig durch eimerweisen Aufguss ersetzt wurde. Um ein Uhr war das Fest beendet. Es hatte einen außerordentlich fröhlichen Verlauf genommen, bei dem sich namentlich die Herren mit sehr viel größerem Enthusiasmus als bei uns unter ähnlicher Veranlassung betheiligten. Wir gingen hochbefriedigt nach Haus; die herrliche Nacht, der wunderbare Sternenhimmel waren von zauberhafter Pracht.

Am nächsten Morgen acht Uhr fände die Entlassung der Schülerinnen statt, sagte Mrs. Sewall, als sie mich nach meinem Zimmer geleitete; sie dürfe doch hoffen, mich bereit zu finden? Ich sagte natürlich zu, und wir brachen zu rechter Zeit nach dem nahegelegenen Schulhause auf, wo ich durch die Klassen geführt und den Lehrerinnen vorgestellt wurde. Zu meinem großen Bedauern war das Examen vorüber, sodas ich nur von äußeren Eindrücken berichten kann. Der eigentliche Fest-Act bezog sich auf die Prima, aus der elf Schülerinnen schieden. Mrs. Sewall bestieg das Katheder; mir wurde seitwärts ein Stuhl angeboten, und vor uns saßen die jungen Mädchen, von denen ich die meisten am Abend zuvor kennen gelernt hatte. Ein Choral, eine Vorlesung aus der Bibel eröffneten die Feier; daran schloß sich die National-Hymne the star spangled banner, die gesungen wurde, und nun sprach Mrs. Sewall einleitende Worte. Plötzlich winkte sie mir, näher zu treten, und, den Schülerinnen meinen Namen und meine Heimat nennend, überraschte sie mich durch das Ansuchen: I hope, my dear friend will tell you something about Berlin and the Letto-Verein. Nachdem ich diesen Wunsch erfüllt hatte, ergriff Mrs. Sewall in herzlicher Weise wieder das Wort und rief die jungen Mädchen einzeln auf. Der ersten hielt sie einen Ring mit einer Perle vor. Die Perle sei das Symbol der Keinheit und Klugheit; daß das Herz jener sickenlos sei, wisse sie, doch solle sie sich vor Unbedacht hüten, stets eine rasche Antwort zurückhalten, diese Klug erwägen lernen. Dann lächelte sie die junge Dame auf die Stirn und steckte den Ring an deren Finger. Rehnlich machte sie es mit den übrigen und, selbst gerührt, rührte sie die anderen. Auch ich war wirklich ergriffen und konnte nicht umhin, es auszusprechen, wie freudig mich dieser Geist der Liebe, den ich hier zwischen Lehrerin und Schülerinnen walten sähe, erhoben hätte, wie ich überzeugt sei, daß die Scheidenden stets in Treue der Frau gedenken würden, die ihnen ihr Herz so warm erschlossen, sie in das Reich des Ideals eingeführt habe; ich müsse herzlich danken, daß es mir vergönnt gewesen wäre, einer so schönen Feier beizuwohnen. Ein allgemeines Handgütteln folgte. Ich fügte mich unter den freundlichen, zutraulichen Mädchen heimlich, und als eine Deputation zu mir kam, mich zu bitten, bei einem lunch, das sie ihrer Mrs. Sewall gaben, ihr Gast zu sein, sagte ich gern zu. Doch war hiermit der Tag noch nicht zu Ende, denn nach dem Essen erfolgte im Opernhause von Indianapolis die eigentliche, officielle Verabschiedung. Eine Procceniums-Loge war für uns reservirt; die übrigen Logen und das Parkett füllten die Eltern und Verwandten der Schülerinnen, die selbst in weißen Kleidern auf der Bühne standen. Der Rector der Universität hielt die Eröffnungrede; ihm folgte Mrs. Sewall, dann fand die Vertheilung der Diplome statt. Um zehn einhalb Uhr war das Ganze beendet. Ich verabschiedete mich von meinen liebenswürdigen Wirthin, fuhr nach der Eisenbahn und erreichte am anderen Morgen Chicago. Eine Erholungsreise war die Fahrt wohl nicht zu nennen, doch bewahre ich eine außerordentlich freundliche Erinnerung an sie und an den Einblick in ganz amerikanische Verhältnisse. Am Nachmittage desselben Tages, an dem ich zurückkehrte, fand in einem der zahlreichen Club-Häuser eine große reception zu Ehren der fremden Gäste statt; über 500 Einladungen, ausschließlich an Damen, waren ergangen, und obwohl die Säle große Dimensionen besaßen, drängte sich in ihnen eine Ueberfülle von Personen, die mit den glänzendsten Toiletten geschmückt, mit Blumen und Juwelen bedeckt waren. Das Ver-

gnügen einer derartigen Geselligkeit besteht eigentlich ausschließlich in gegenseitiger Vorstellung, einem Händedruck und einigen verbindlichen Worten. Einer der Salons strahlte, durch verstellte Lampen mystisch erhellt, ein sanftes, gedämpftes Licht aus; an dem, in der Mitte des Raumes stehenden, runden Tische, der in verschwenderischer Pracht mit Blumen und reichem Silbergeschirr geziert, mit Schalen voll Kuchen und seinem Silbergeschirr geziert, hinter Thee und Kaffee-Maschine die reizendste der jungen Frauen, stets bereit, ihre Gaben auszuheilen. Diener serviren Eis und Limonade, und wenn man irgend eine Erfrischung genommen, so viel Damen als möglich begrüßt hat, verläßt man die Gesellschaft, die kaum länger als zwei Stunden, meist von vier bis sechs Uhr, währt, ohne Abschied zu nehmen oder aufgehalten zu werden. In gleicher Weise verließen fast alle receptions, denen ich beizuwohnen Gelegenheit hatte. Bei einer der ersten, die Mrs. Palmer zu Ehren der Herzogin von Veragua gab, war man allerdings genöthigt, an den beiden Damen vorbeizufilziren; es erfolgte durch Nennung des Namens seitens der Wirthin eine Vorstellung, man machte eine Verbeugung und schritt weiter. Noch feierlicher, als diese cour, war eine zweite, bei Gelegenheit eines Balles in demselben fürstlich ausgestatteten Hause. Hier thronte die Infantin Eulalia von Spanien auf einem haut-pas, während ihr zur Seite Mrs. Palmer stand, die in der Kostbarkeit der Toilette den königlichen Gast weit überstrahlte. Sie trug ein weißes Seiden-Gaze-Kleid, das, mit Silberfäden gefärbt, wie mit Brillanten überfüllt strahlte, und auf dem Haupte eine zehn bis zwölf Centimeter hohe, runde Krone von Diamanten, deren Spitzen in große birnenförmige Perlen ausliefen. Sechs reiche Schnüre von mehr als erbsengroßen Perlen schlangen sich um den Hals, riesige Steine glänzten in den Ohren und der Ausschnitt des niedrigen Leibchens war von Brillanten eingefaßt. Donna Eulalia verließ, wie man mir erzählte, das Fest etwas verstimmt noch vor dem Souper, das in der neu eröffneten Bilder-Gallerie stattfand.

Das Palmer-Haus gilt mit Recht für eine der Sehenswürdigkeiten Chicagos; es ist mit fürstlicher Pracht ausgestattet. Mich entzückten fast am meisten die wunderbar feinen, von Indianern ausgeführten Schnitzereien des Mamins und der Möbel eines im maurischen Stil gehaltenen Saales. Es ist in diesem Schlosse zusammengetragen, was nur der Reichtum gewahren kann, und was für begehrenswerth gilt: kostbare Stoffe, Gold, Perlmutter, Elfenbein, Marmor, Sculpturen und Bilder; letztere gehören meist der ganz modernen französischen Schule an. Alles in allem zu viel des Guten.

Wenn sich das bisher Gesagte auch vornehmlich auf meinen Verkehr mit Amerikanerinnen und auf amerikanische Verhältnisse bezog, war doch von ungleich größerer Tragweite für mich das Bekanntwerden mit deutschen Frauen. So fand ich, wie ich zum Schluß noch erwähnen will, in dem neu gegründeten deutschen Columbia-Frauen-Club, dessen Präsidentin eine Frau Dr. Bluthardt war, eine äußerst warme Aufnahme. Ich verlebte in ihm, bei den großen, mir als Vertreterin der deutschen Frauen jenseits des Oceans, bewiesenen Sympathien, einen der glücklichsten Tage meines amerikanischen Aufenthaltes. Und so schied ich denn befriedigt und dankbar von allen Frauen, zu denen ich in Chicago in Beziehung getreten war.

Nachdruck verboten.

Charles François Gounod.

Von Karl Homann.

Hierzu das Portrait Gounod's nach einer Photographie von Nadar in Paris. — Siehe Seite 184.

Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß Frankreich in denselben October-Tagen, während derer es voll überschwänglicher Begeisterung die Waffenherberschaft mit Rußland beging, zwei seiner hervorragendsten Söhne und Helden begraben mußte: Mac Mahon und Gounod.

Was hat der rauhe Kriegermann mit dem, zu frauenhafter Sinnigkeit angelegten Meister der Töne gemein? — Beide standen auf dem Gipfel ihres persönlichen Ansehens, als ihr Vaterland noch die führende Stelle im europäischen Concert einnahm, und beider Stirn schmückte der Lorbeer des Siegers. Beide haben erleben müssen, daß ihre Nation von einer gewaltigeren geschlagen wurde, und dabei selbst einen Theil ihres persönlichen Lorbers eingebüßt: Mac Mahon ward durch unseren Fritz' besieg, und Gounod durch unseren Richard Wagner; der Ruhm dieser deutschen Helden hat den der französischen erblassen gemacht. Nichtsdestoweniger haben gerade wir Deutschen den beiden großen Franzosen, — denn auch im Gegner schäßen wir den tapfern und tüchtigen Mann, schäßen wir Genie und Gemüth, — Hochachtung gewahrt und Gerechtigkeit widerfahren lassen: vielleicht mehr als die leichtblütigen Franzosen selbst, die jeden Tag durch neue Erfolge geblendet sein wollen und leicht ein Verdienst vergessen, das sich nicht fort und fort selber wieder in Erinnerung bringt. Freilich, als die berühmten Männer auf der Bahre lagen, deren Tod inmitten rauschender Feste Frankreich jäh überraschte, da rührte sich, auf einige Tage wenigstens, die Pietät. Man trug sie prunkvoll zu Grabe, damit in ihrem scheidenden Glanze die Nation sich noch einmal sonnen könne. Auch eine Republik hat das Recht, königliche Ehren zu erweisen; und sie besitzt dazu das Vorrecht, solche auch Rittern vom Geiste zu gewähren. Daß sie es bei Gounod that, der in den schönsten Blüten seines musikalischen Schaffens sich an die deutsche Kunst anlehnte und die Wurzeln seines Genies vom Borne deutscher Dichtung trankte, das hat die gebildete Welt in Deutschland mit besonderer Genugthuung erfahren.

Gounod, nach Meyerbeer vorderhand der letzte große französische Componist, der die internationale Opern-Bühne beherrschte, ward als Groß-Offizier der Ehren-Legion mit hohen militärischen Ehren bekränzt, — ganze Regimenter, auch Cavallerie und Artillerie, waren zum Leichengefolge aufgeboten; für das Mitglied der Akademie gestellten sich dazu auch die höchsten künstlerischen Auszeichnungen. Der Palmenszweig, Hut und Degen des Adamißers schmückten den Sarg; die Schnüre des Wahrtuches hielten der Minister des Schulwesens, Poincaré, der große Director des Conservatoriums, Ambroise Thomas, Gérome, als Vorsteher der Akademie der schönen Künste, die Directoren der Großen und der Komischen Oper, Bertrand und Carvalho, endlich die Componisten Ernest Meyer und Jules

Barbier und der Dichter Victorien Sardou. Bei der Trauerfeier in der Sainte Madelaine spielten Saint Saëns und Theodor Dubois die Orgel, und die ersten Künstler Frankreichs führten die sturrgischen Gesänge aus. Die sterblichen Ueberreste des Meisters haben auf dem idyllischen Friedhofe des Gartenstädtchens Auteuil in der Familiengruft der Gounod's ihre Ruhestätte gefunden, während sein Unsterbliches den Weg in lichte Höhen suchte, — jenen Weg, den er in der Schluß-Scene seines Faust, bei Gretchens Verklärung, so ergreifend nach der frühmittelalterlichen Sanktunst eines Hugobald in Quinten- und Octaven-Harmonien geschildert hat.

Gounod, den 17. Juni 1818 geboren, war Vollblut-Pariser. Seine künstlerische Anlage und seine erste musikalische Erziehung verdankt er, wie sich's so oft bei hervorragenden Künstlern findet, der Mutter. Der, mit den Gaben des Gefanges, wie der regen Phantasie, gleichermassen reich bedachte Knabe kam 1836, also mit 18 Jahren, auf's Conservatorium. Wenn es ein Zufall war, daß sein Hauptlehrer, der phantastisch-barocke Lesueur, auch derjenige von Berlioz gewesen, so ist es sicherlich kein Zufall, daß diese beiden, Gounod wie Berlioz, eine Richtung nahmen, die fast mehr Verständniß in Deutschland fand, als in Frankreich, sobald sie sich durch ihre Hauptwerke gewissermaßen bei uns die zweite Heimat erworben haben.

Gounod verließ das Conservatorium 1839, mit dem großen Rompreise ausgezeichnet. War es auch Mozarts Don Juan, der auf sein weiches, empfängliches Gemüth den ersten tiefen Eindruck ausgeübt hat, — ein Eindruck, dem er auch noch als 70-jähriger Greis mit Vorliebe den beredtesten Ausdruck zu geben pflegte, — so hielt er sich doch anfänglich nicht bloß zum Kirchen-Componisten, sondern geradezu zum Dienste der Kirche überhaupt bestimmt. In Rom brachte er eine dreistimmige Messe zu Gehör, deren Partitur er, mit jugendlicher Hast den erwünschten Priesterstand vorwegnehmend, als L'abbé Gounod unterzeichnete. Er lehrte, 28 Jahre alt, nach Paris zurück, und zunächst Kirchen-Kapellmeister zu werden, und hier beförderte die Freundschaft mit dem ihm gleichgeimten späteren Canonikus Gay den Hang zur Askese. Der Dominicaner-Pater Lacordaire, den die Freunde predigen gehört, bestrickte sie in dem Entschlusse, in das Kloster von Flavigny einzutreten. „Unser Ordern,“ jagte der Pater, „hat schon große Künstler zu Mitgliedern gehabt, einen Savonarola, einen Angelo da Fiesole. Ihr habt Freiheit, zu musizieren, aber vergeßt nicht die Strenge unserer Ordensregeln; der geringste Fehl zieht die härteste Strafe nach sich.“ So nahmen die Freunde das weiße Ordenskleid, und das musikalische Brevier der beiden jungen französischen Mönche waren — die Jungen des deutschen, protestantischen Altmeisters Johann Sebastian Bach.

Bach ist neben Mozart denn auch Gounod's Haupt-Ideal geblieben, und Gounod hat seiner Verehrung ein kleines musikalisches Denkmal gesetzt, das seinen Namen früher in aller Welt bekannt machte, ehe er als Opern-Componist berühmt geworden ist. Man erzählt, Gounod habe eines Tages den Besuch eines befreundeten Geigenpielers bekommen; dieser sah das „wohltemperirte Clavier“ aufgeschlagen liegen und klappte das Heft verächtlich zu: „Das sind bloß Fingerübungen!“ „Was?“ erwiderte Gounod erregt, „komm' in acht Tagen wieder, und ich werde Dir zeigen, was für Musik darinnen steckt.“ Und er setzt zu den einfachen Cdur-Arpeggien des ersten Präludiums jene süße Melodie, die nicht bloß den Geiger von seinem vorwitzigen Irthum überzeugte, sondern bald auf allen möglichen Instrumenten in aller Welt erklang und als „Ave Maria“ auf die Lippen der Sänger und Sängerrinnen kam.

Länger als sechs Jahre hielt es übrigens Gounod bei den Dominicanern nicht aus; das Heimweh nach der irdischen Welt konnte er nicht erlöden, seine Nerven zerrütteten sich. Lacordaire, der den seelischen Entwicklungsgang des jungen Mannes mit freundschaftlichem Antheile verfolgte, suchte ihm vergebens das Günstigste abzuloden, daß er sich nicht glücklich fühle. Erst als der Pater den armen Gounod mit Bußkleid und Geißel strafe, löste sich dessen Junge. Er fühle gar keinen Beruf zum Priester in sich; er wolle in die Welt zurück und ein Musiker werden. Lacordaire, der kein Eisener, sondern ein milder, gerechter Seelenkenner war, ließ Gounod ohne Anstand ziehen, und so lehrte denn der junge Künstler dem Kloster den Rücken, um sich in das lockende, bunte Scheinweizen der Bühne zu stürzen.

Es gelang ihm nicht auf den ersten Streich, sich dort einen Platz zu erobern. Seine Sappho kam 1851 heraus, aber trotzdem die Biardot die Titelfrolle sang, gefiel das Werk nicht. Lediglich in dem Aufbau der Schluß-Scene fanden die Kenner, daß in Gounod ein echtes und ursprüngliches Talent für die Oper sich regte. Weiter fielen durch: 1854 Die blutende Nonne, 1858 Der Arzt wider Willen, und das einzige, was Gounod inzwischen erreicht hatte, war die Director-Stelle beim Orphéon, dem Bunde der Pariser Männer-Chöre. Da brachte er 1859 nach unendlichen Schwierigkeiten Faust et Margherite heraus. Die Pariser Große Oper hatte das Werk abgelehnt, und erst Carvalho, der damalige Director des Théâtre Lyrique, hatte es angenommen. Der erste Erfolg war gering; man fand die Musik nicht — melodisch genug! Und nur einige Chöre gefielen, darunter der berühmte Soldaten-Chor, den übrigens Gounod einer früher angefangenen Oper entnommen hat, die er unvollendet ließ: Iwan der Schreckliche. Auch die Ballet-Musik, die wir heute als einen der sinnigsten, erst deutsch empfundenen Walzer ansehen, mißfiel zuerst. Bezeichnend ist es, daß die wohlweise zeitgenössische Kritik die ungewollte Ironie beging, in diesem Walzer ein Plagiat an dem Wiener Walzerkönige zu wittern. Johann Strauß Vater hätte sich allerdings nicht zu schämen, wenn ihm die Urheberschaft des Margarethen-Walzers zugesprochen werden könnte.

In Deutschland hatte das Werk unter einem anderen Vorurtheil zu kämpfen, als es zunächst in Darmstadt, dann in Berlin und Wien gegeben wurde. Man zog zu dem Textbuche, das von Barbier und Carré, — übrigens mit unseugbarem Blick und Geschick für das dramatische und opernmäßige Wirksame, — aus dem Goethe'schen Faust zurechtgeschneidert war, das Original in Vergleich und fand nun in der Oper selbst eine Blasphemie auf Goethe's unsterbliche Dichtung. Das alles waren und blieben aber nur Streitigkeiten der gelehrten Herren; das Publicum ließ sich weder in Frankreich noch in Deutschland in seiner naiveren und gesünderen Auffassung irre machen, und so ist die Oper nach und nach so volkstümlich geworden, wie außer ihr vielleicht nur noch Weber's Freischütz. Heute wird niemand mehr die Ursprünglichkeit, Frische und echte Volkstümlichkeit des darin enthaltenen Melodien-Schatzes

anzweifeln, der den lyrischen Momenten in Faust so reizvollen musikalischen Ausdruck giebt. Nach dem Ausbau, den die Dramaturgie der Oper durch Wagner inzwischen erfahren hat, will uns freilich in der technischen Gestalt des Gounod'schen Werkes manches schon etwas altfränkisch erscheinen. Daß es trotzdem immer noch gefällt, spricht dafür, daß es doch von wahrhaftigem musikalischen Leben erfüllt ist, gerade so gut wie der Freischütz, der uns kluge Leute von heute auch in manchem schon altmodisch anmuthet.

Man hört wohl die Behauptung, daß selbst Richard Wagner den Gounod'schen Faust für gut gehalten haben müsse, denn sonst hätte er, der sich ja den deutschen Sagenkreis mit Vorliebe zu eigen gemacht, einen solchen prachtvollen Stoff von neuem behandelt. Wir glauben allerdings, daß dieser Schluß vorzeitig ist. Wagner erkannte vielmehr, wie es seine symphonischen Versuche nach dieser Richtung beweisen, daß der Goethe'sche Faust ein Gedankenwerk sei, dem musikalisch schwer beizukommen ist, und er stellte als Gegenstück ein Empfindungswerk hin: Wagner hat den musikalischen Faust in seinem Tannhäuser geschrieben.

Gounod gab in seinem Faust sein Bestes, vielleicht sein Einziges aus, was er an Großem zu schaffen vermochte, und in einem langen Leben ward ihm die Genugthuung zu theil, die Früchte davon auch in Form von Gold und von Ruhm zu genießen. Er wurde in behagliche Verhältnisse versetzt und, mit aller Genüßfähigkeit des hochgebildeten Pariser's ausgerüstet, zum Kunst- und Lebens-Epikuräer im wahren Sinne des Wortes. Seine späteren Werke, so lebenswürdig sie in Einzelheiten auch sind, haben nicht wieder in ähnlicher Weise so durchzuschlagen vermocht wie der Faust. Wir nennen: Die Königin von Saba, Philemon und Baucis, Mirella, La colombe, Romeo und Julia, — welsch' letztere Oper man lediglich in Frankreich, aus einem vergeßlichen Kunst-Patriotismus heraus, gern neben den Faust stellen will; weiter: Cinq-Mars, Polyeucte und den Tribut von Zamorra.

Seit der Mitte der siebziger Jahre hat Gounod sich wieder mehr der Kirchenmusik zugewendet, sich auch an größeren Oratorien versucht, von denen indessen nur dem Werke Mors et vita ein Achtungserfolg beschieden war. Bei den Idealen seiner Jugend hat er auch als Greis treu beharrt; er blieb noch im Silberhaar ein Schwärmer für Mozart und Bach, dem die Augen jugendlich aufleuchteten, wenn er von ihnen sprach oder sie spielte. Auf dem Deckel des alten Claviers, wozu er alle seine Werke componirt hat, fand man nach seinem Tode, mit dem Federmeißel eingegraben, folgende Inschrift: „Hic laboravi non quantum volui, sed quantum potui“; zu Deutsch etwa: „Nicht alles, was und wie ich's wollte, sondern nur, wie ich's konnte, habe ich an diesem Pulse geschaffen.“ Und eines seiner letzten Worte an seine Kinder lautete: „Das Gebot des Lebens wie der Kunst steht in dem augustiniischen Spruche: Die Liebe, das ist beinahe alles.“

Infolge eines Schlagflusses ist Gounod am 17. October 1893, nach mehrtägiger Bewußtlosigkeit, schmerzlos, fast unmerklich zu einem anderen Erwaachen hinübergeschlummert. Möge sich ihm auch im Jenseits erfüllen, was er vor Jahren einmal aussprach: „Die Künstler sind Menschen, denen Gott eine größere Sehkraft geschenkt hat. Sie sehen das Himmlische mehr als die anderen.“

Nachdruck verboten.

Selige Jugend.

Selige Jugend, — mag sie glühn und flammen!
Wo sie geht, da ist ihr Weg voll Licht.
Alles, alles hat sie noch beisammen,
Was die Zeit zerbröckelt und zerbricht.

Mag sie stolz auf ihren Reichtum pochen!
Muth und Hoffnung, alles hat sie heut.
Ist der reiche Schatz erst angebrochen,
Ist er bald zerstückelt und zerstreut.

Jugend, — mag sie auch der Noth entstammen,
Mag sie gehn im dürftigsten Gewand, —
Alles, alles hat sie doch beisammen,
Alles hat sie doch in ihrer Hand!

Frida Schanz.



Frau von S., Tübingen. — Das Asyl für Wäscherinnen des Ludwig-Wilhelm-Krankenheims zu Karlsruhe ist nicht von der Kaiserin, sondern von Ihrer Kais. Hoheit der Prinzessin Wilhelmine von Baden gestiftet worden.

Deutscher im Caplande. — Karl Brüll's „Kalender aller Deutschen“ wird zum Besten des „Allgemeinen deutschen Verbandes“ herausgegeben; er kostet 1 Mark. Sein Inhalt vertritt die bekannten Bekreubungen dieses Vereins. Die Ausgabe für 1894 zeichnet sich aus durch Abwechslung und theilweise auch durch literarischen Werth der, in gebundener Form und in Prosa verfaßten Beiträge.

A. G., Wostau. — Sie fragen nach dem Ursprunge der Bezeichnung „bischöflicher Tisch“. (Siehe Heft 19 d. J.) Es ist die Uebersetzung von Mensa episcopalis, unter welcher Bezeichnung man die Güter eines Bischofs versteht, die zur Bestreitung der bischöflichen Tafel verwendet werden. Gebräuchlich ist der allgemeine Ausdruck Mensal-Güter, der sich auch auf fürstliche Tafelgüter bezieht.

Jägerin in der Mark. — O ja, weiße Rebhühner kommen vor; ihre Augen sind aber nicht roth, sondern schwarz.

Edle von St., Wien. — Der große Diamant Excelsior, der im Juni auf der Jagersfontein-Grube im Orange-Freistaat gefunden wurde, ist in England von Kennern einer Prüfung unterzogen worden. Der ungeschliffene Diamant wiegt 971 Karat, während das Gewicht des größten in Europa befindlichen (geschliffenen) Diamanten, des Erlow, im Besitze des russischen Kaisers, nur 194¹/₂ Karat beträgt. Er besitzt die Form einer sogenannten Raub-Kartoffel, ist auf einer Seite abgerundet, auf der anderen flach und hat der Länge nach eine schmale Rinne. Seine Farbe ist

die, am höchsten geschätzte, bläulich weiße, während die Kimberley-Diamanten fast alle einen gelblichen Schein besitzen. Seinen Werth schätzt man in London auf 10 Millionen Mark. Da sich indessen für solche Steine selten Käufer finden, so wird der Preis wohl wesentlich heruntergehen. Wie immer, ist die Fundgeschichte nicht uninteressant; der farbige Bergarbeiter, der den Graeflor entdeckte, erhielt etwa 2000 Gulden.

Graf H. Dolslein. — Der Vers, betitelt 'Widerspruch', ist in H. Stier's Keltier-Gedanken enthalten und lautet:

„Im glänzend geschmückten Keltier,
Da malen sie heut' des Lebens Weh,
Die starre Noth und den bleichen Jammer, —
Während die Väter in schmuckloser Kammer
Uns schilderten Licht und sonnige Pracht,
Kies was freit und glücklich macht.“

Erzherzogin, Prinz. — Herr Professor Dr. Haas hatte nur für das erste Vierteljahr auf Frau Kettler's Wunsch die Leitung des Karlsruher Mädchen-Gymnasiums übernommen, in welcher Zeit er einen Philosophen mit seiner Methode bekannt machte. Jetzt nimmt er seinen Lehrstuhl an der Berner Universität wieder ein.

Geübte Bergsteigerin. **Prag.** — Lediglich um Ihren lebhaft geduldeten Wunsch zu erfüllen, beantworten wir schon jetzt Ihre, für die nächste Saison geltende Anfrage. Also wenn Sie eine 'hervorragende' Bergbesteigung in der Schweiz unternehmen wollen, empfehlen wir Ihnen das Breithorn bei Zermatt. Die Tour ist verhältnismäßig leicht, erfordert an sich aber schon eine sehr beträchtliche Ausdauer. Selbstverständlich ist sie nur mit Jähren, und zwar am Seile, zu machen und, je nach den Witterungs-Verhältnissen, als sicher oder gefährlich zu betrachten. Lächelt Ihnen das Glück, daß Sie auf der, gegen 13000 Fuß hohen Spitze Sonnenschein und klaren Himmel haben, so eröffnet sich Ihnen ein großartiger Ausblick in die Hochgebirgswelt. In der Regel steigt man morgens von Zermatt zum Gorner Grat hinauf, dann über den Gletscher zur Theodul-Hütte, und von dieser aus, nach kurzer Rast, noch in der Nacht und in den Frühstunden auf das Breithorn.

Dr. V. Weiningen. — Der Siemens'sche Wasser-Koch-Apparat liefert bei geringen Heizungskosten eine reichliche Menge sicher sterilisirten, unschädlichen Wassers. Für 1000 Liter abgetohten Wassers wird bei ununterbrochenem Gebrauch etwa für 1.98 Mark Gas verwendet. Im Laufe des letzten Sommers hat man mit dem verbesserten Systeme des Apparats abermals eine Reihe von Versuchen ausgeführt. Die Verbesserung beruht auf einer Einrichtung durch die der Zufluß von frischem Wasser selbstthätig geregelt wird



C. H. Sournay

Siehe Seite 183.

Aus den Versuchen geht hervor, daß der Apparat mit Sicherheit die, im Wasser enthaltenen Keime tödtet, mag es sich um bacterien-reiches oder -armes Wasser handeln.

H. v. A., Triest. — Die für die öffentliche Wiener Bibliothek neuerdings erworbenen, und von Herrn Nicole untersuchten ägyptischen Papyri haben einen höchst interessanten Inhalt. Herr Nicole fand darin Fragmente der Odyssee und der Iliad (aus Buch 11 und 12), die erheblich von dem überlieferten Texte abweichen; ferner: liturgische Stellen; Bibel-Bruchstücke, mit und ohne Commentar; Documente zur Geschichte der östlichen Kirche; ein Stück aus dem Orest des Euripides, das um etwa tausend Jahre älter ist, als die sonst vorhandenen Manuscripte; ein Idyll über Jupiter und Beda; und verschiedene wissenschaftliche und historische Abhandlungen.

Kräutlein J., Posen. — Lady Godiva soll die Gemahlin des, im 10. Jahrhundert in der englischen Stadt Coventry residirenden, grausamen Grafen Leofric von Chester gewesen sein. Bei einem Teintgelege erklärte der Graf, er wolle seinen Unterthanen eine unerbittliche Steuer erlassen, falls seine Gemahlin ohne Kleider durch die Straßen Coventry's reiten würde. Sie that es aus Hochherzigkeit. Niemand schaute zu, und die Steuer fiel. Tennyson hat diese Legende poetisch verherrlicht.

Sieben | häusliche Kunst.
erschien: |

Lieferung 11. (Schluß.) Inhalt: **Ausgründung.** Von Clara Roth. — **Anhang: Radiren auf glasirten Schüsseln.** Von Luise Wenzel. **Farbige Glasuren und Gold-Decoration auf Glas.** Von Luise Wenzel. — **Noch einmal Majolica.** Von Margarethe Ludolf. — **Zur Bismuth-Malerei.** Von Hildegard Lehner. — **Glasur-Malerei.** Von Rosa Bernhardt. — **Neues über Email-Malerei.** Von Eufemia von Adlersfeld. — **Durchbrochene Leder-Arbeit.** Von Frieda Seyffert. — **Transparent-zeichnung auf Glas.** Von Johanna Müller. — **Brand-Malerei auf Glas.** Von Trante Dackhorn. — **Ueber Restauriren von Gemälden.** Von Emilie Hof. — **Demalen von Photographien.** Von Alina Wichmann. — **Recepte für Aegen, Weizen, Vergolden u. s. w.** — **Technische Ausdrücke.** — **Bezugsquellen für Materialien, fertige Gegenstände, Lehrmittel, Unterricht.** — Preis 50 Pfg. Jede Lieferung ist einzeln zu haben.



Kaiserin Auguste Victoria als Kinderfreundin. — Siehe Seite 181.
Original-Zeichnung von Adolf Wagner.